

# attempo!

Forum der Universität Tübingen

Oktober 2008

## Bachelor und Master

Hat die Studienreform ihre Ziele verfehlt?

- > Erdgaserkundung im Oman
- > Magazin »Kupferblau« mit neuen Ideen
- > Poetik-Dozentur interkulturell
- > 20 Jahre »Uniwelle«



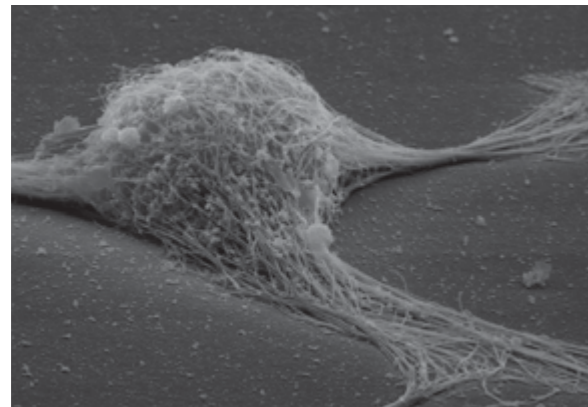
Topthema



Foto: Stadtwerke Tübingen

- 4 »Zwischen Bologna-Wirklichkeit und -Rhetorik liegen Welten«  
Warum die Reformziele nicht erreicht sind
- 8 Die Generation Bachelor berichtet  
Wie Tübinger Studierende mit den neuen Studiengängen klar kommen

- 12 Was den Dozenten auffällt  
Neue Bedingungen verändern die Einstellung der Studierenden
- 14 Wie läuft der Bologna-Prozess anderswo?  
Über den deutschen Tellerrand hinausgeblickt
- 16 Ein eingeschränktes Okay für den Bachelor  
Unternehmen sehen die hohen Erwartungen nur teilweise erfüllt
- 18 Bologna als (vertane) Chance für eine Studienreform  
Was besser hätte laufen können
- 20 »Uns holen die eigentlich alten Probleme ein«  
Ein Interview mit der Tübinger Prorektorin für Studium und Lehre Stefanie Gropper



© H. Schwarz, J. Berger, B. Knöll

Wie sich Milliarden von Zellen im Gehirn über Nervenfasern vernetzen  
Forschung > ab Seite 24



Foto: Knierrim

Kopfsteinpflaster und andere Barrieren überwinden: Studieren mit Behinderung  
Studium und Lehre > ab Seite 30



Foto: Knierrim

Frisch restauriert: Das Renaissance-Portal am Tübinger Schloss  
Unikultur > ab Seite 34



Foto: Knierrim

Vor 20 Jahren startete die »Uniwelle« als Deutschlands erstes Uniradio  
Porträt > ab Seite 38



Foto: Soppa

Staatssekretär Hubert Wicker ist der neue Vorsitzende des Unibunds  
Unibund > ab Seite 40

## Zum Jubiläum: »Heißes Eisen« Bologna-Prozess

Liebe Leserinnen und Leser,

Sie halten die 25. Ausgabe von »attempto! Forum der Universität Tübingen« in der Hand und sind Zeugen eines kleinen Jubiläums. Wie schon beim Start 1996 ist das Konzept von *attempto!* nach wie vor in der Hochschullandschaft einzigartig: *attempto!* ist kein Magazin über die Universität, sondern ein Forum für auch kontrovers ausgetragene Debatten über Fragen, die die Hochschulen bewegen. So wird *attempto!* denn auch nicht nur von den Mitgliedern und Ehemaligen der Universität Tübingen gelesen, sondern bundesweit wahrgenommen. Viele, auch externe und prominente Autoren haben dazu beigetragen. Von der Zukunft der Hochschulmedizin über »Wissenschaften im Wettbewerb: zwischen Legitimation und Verdrängung«, Demografie und Migration, das Berufsbild des Professors im Wandel bis hin zum Streit über das Landeshochschulgesetz, die Studiengebühren, die Krise der Geisteswissenschaften oder schlechte Karriereaussichten für den wissenschaftlichen Nachwuchs – es gab kaum ein »heißes Eisen«, das die *attempto!*-Redaktion nicht angefasst hätte.

So auch in dieser Ausgabe: Der Bologna-Prozess, die Bachelor-Master-Reform, ist als Diskussionsthema derzeit so umkämpft wie kaum ein anderes. Zwischen »Reform ist gescheitert« und der Forderung nach einem Moratorium bis zu »Kritik ist unverantwortlich, man muss nur etwas nachbessern« changieren die Meinungen in der Tagespresse und auch bei den Autoren und Befragten in diesem Heft. Angeblich waren die Studierenden noch nie so zufrieden wie jetzt, andererseits werden geringere Mobilität, höhere Abbrecherquoten und fragliche Berufschancen beklagt. Wird die Zukunft die Reform der Reform mit dem vierjährigen Bachelor bringen?

Urteilen Sie selbst, wir wünschen eine anregende Lektüre.

Die Redaktion





»Kopieren geht über Studieren«? In den gestrafften Studiengängen bleibt wenig Zeit für eigene Gedanken.

Foto: Soppa

## »Zwischen Bologna-Wirklichkeit und -Rhetorik liegen Welten«

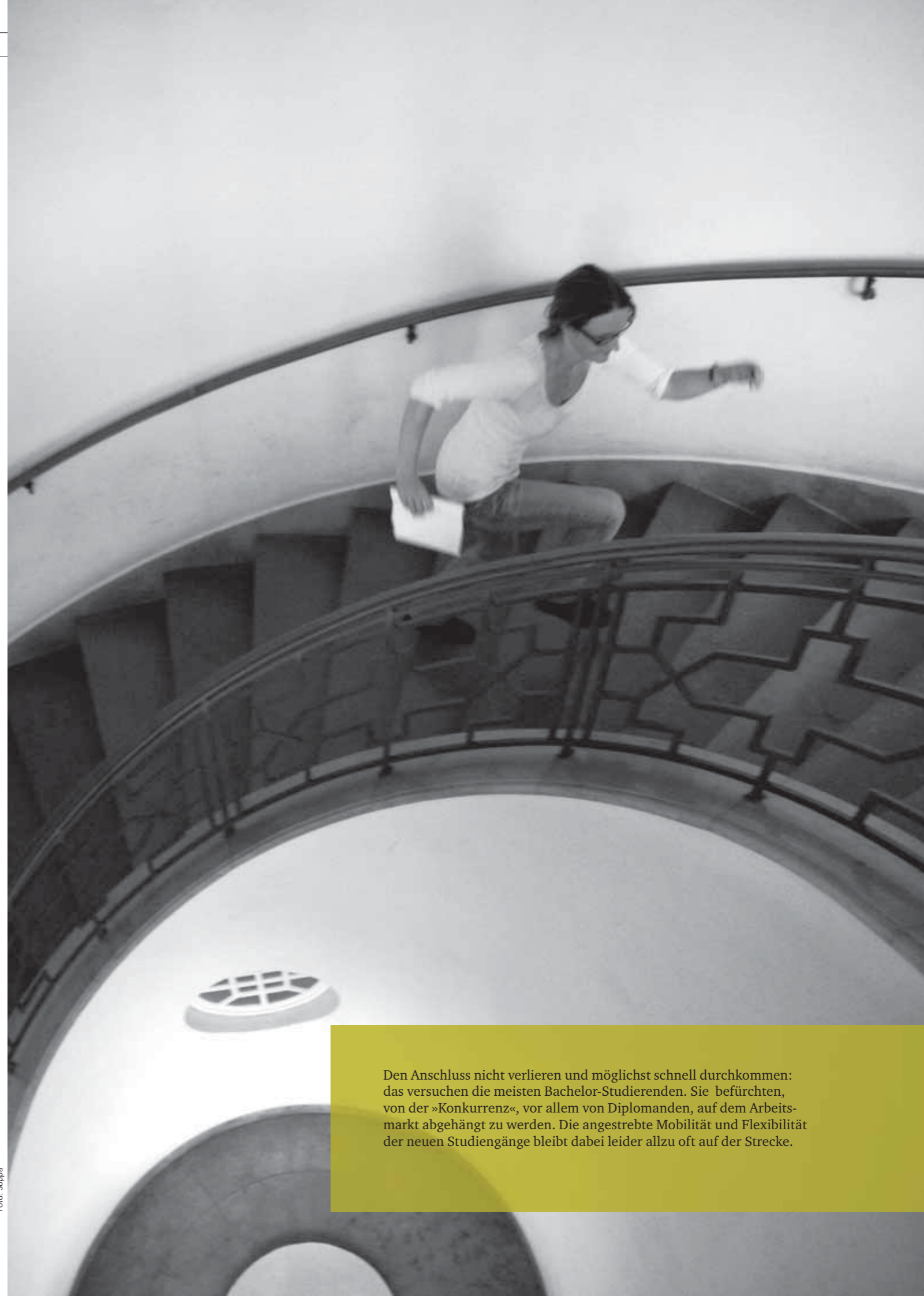
Von Heike Schmoll

Die europäische Studienreform hat viele ihrer wichtigsten Ziele bis jetzt nicht erreicht. So steigt etwa die Studienabbrecherquote, und die Mobilität der Studierenden sinkt. Heimlich, still und leise wurden die Ansprüche an den Bachelor-Abschluss im neuen Studiengangssystem von der Berufsqualifizierung zur »Beschäftigungsqualifizierung« heruntergeschraubt. Trotz alledem ist der Bologna-Prozess zu einem Selbstläufer geworden, dessen Unausweichlichkeit immer wieder beschworen wird.

Niemand bestreitet, dass die Zustände der Massenuniversität nicht mehr haltbar waren. Die Bildungsexpansion der 70er- und 80er-Jahre und die Vorstellung, das Menschsein beginne erst mit Abitur und Studium, haben diesen Zustand zusätzlich verschärft: überfüllte Seminare und Vorlesungen vor allem in den Geisteswissenschaften, viele Langzeitstudenten, die nie zum Ende kamen, und zu viele Studienabbrecher. Damit sollte es im Bologna-Zeitalter ein Ende haben. Für die potenziellen Abbrecher gibt es jetzt einen Abschluss. Es ist der berufsqualifizierende Bachelor nach sechs Semestern, der in keinem Fach tiefere Einblicke zulässt. Vorsichtshalber sprechen viele Politiker inzwischen lieber nicht mehr von »berufsqualifizierend«, sondern von »beschäftigungsqualifizierend«. Denn auf dem Arbeitsmarkt wird der Bachelor sich mit niederen Tätigkeiten begnügen müssen. Zur Erinnerung: 29 europäische Bildungsminister – inzwischen haben 45 Staaten unterzeichnet – verständigten sich in Bologna auf ein zweistufiges System von Studienabschlüssen,

auf Bachelor und Master, die in allen Staaten jeweils vergleichbar sein sollten. Außerdem wurde ein vereinheitlichtes System von Leistungspunkten (*credit points*) eingeführt. Studienpläne und Lehre wurden modularisiert. Bis zum Jahr 2010 sollen die neuen Studiengänge überall eingeführt sein. »Es gibt kein Zurück« oder »es gibt keine Wahl« – das sind die Redewendungen, die den Bologna-Prozess forcieren sollen. So werden Internationalisierung und Globalisierung scheinbar zu einem Ereignis, dem man nicht entgehen kann, das aber vor allem das faktische Ende der Freiheit bedeutet. Im Vereinbarungstext war nur von Vergleichbarkeit und Kompatibilität die Rede. Doch in Berlin glaubte man offensichtlich, sich einmal mehr als europäischer Musterknabe bewähren zu müssen. In den Köpfen setzte sich ein ungeheurer Uniformitätsdruck fest, als gehe es um einheitliche Abschlüsse. Es gibt kein Land in der Europäischen Union, das die Bestimmungen so linientreu verwirklicht hätte wie Deutschland.

Foto: Soppa



Den Anschluss nicht verlieren und möglichst schnell durchkommen: das versuchen die meisten Bachelor-Studierenden. Sie befürchten, von der »Konkurrenz«, vor allem von Diplomanden, auf dem Arbeitsmarkt abgehängt zu werden. Die angestrebte Mobilität und Flexibilität der neuen Studiengänge bleibt dabei leider allzu oft auf der Strecke.



Der Bologna-Express in voller Fahrt

Im Zweijahresrhythmus mit immer neuen Beschleunigungen versichern sich die europäischen Protagonisten gegenseitig ihrer Bologna-Seligkeit bei internationalen Konferenzen. Doch die hektischen hochschulreformerischen Aktivitäten weisen nicht den Ausweg aus der Krise, sie erscheinen eher als deren Ausdruck. So sind zwei entscheidende Ziele der Bachelorisierung nicht erreicht worden: eine größere Mobilität der Studenten sowie die internationale Anerkennungsfähigkeit. Wie falsch der Vereinheitlichungsdruck war, haben die europäischen Wissenschaftsminister im vergangenen Jahr erkannt. Sie beschlossen größere Gestaltungsfreiräume bei der Strukturierung der neuen Studiengänge. Das kam aber für viele Universitäten zu spät. Die hatten längst ihre Module für den Bachelor-Studiengang in sechs Semester gepresst. Nun mussten sie hören, dass es kein ehernes Gesetz ist, den Bachelor in sechs Semestern abzulegen. Inzwischen haben auch die Wissenschaftsminister bemerkt, was längst befürchtet wurde: Die übrigen europäischen und angelsächsischen Länder fordern einen vierjährigen Bachelor, so dass deutsche Bachelor-Abgänger noch nicht einmal ins Ausland gehen können, um dort ihr Masterstudium anzuschließen. Ihr Bachelor wird dort schlicht nicht anerkannt oder muss durch Zusatzprüfungen gesichert werden.

### Workload statt Studium

Irritierenderweise ist in den Bologna-Papieren nie von Studieren die Rede. Das Studieren unterschied sich bisher vom schulischen Lernen durch eine wesentlich höhere Selbständigkeit, aber auch durch ein höheres Abstraktions- und Theorieniveau, das den Lernenden abverlangt wird. An die Stelle des Studierens ist der *workload* getreten. Der sogenannte *student workload*, also die erwartete Arbeitsleistung, ersetzt künftig die Leistungsbewertung. Reproduzieren, nicht selbständiges Denken ist in den neuen Studiengängen gefragt. Für Studenten heißt die neue Bologna-Wirklichkeit: Zielstrebigkeit ohne Abwege und Sackgassen. Doch kein Mensch strebt zweckorientiert nach Erkenntnis, sondern neugierig, offen, forschend und lernend. Die Mantren der Bologna-Studiengänge klingen jedoch ganz

anders: schnell, straff, praxisbezogen und interdisziplinär. So soll sich das Studium nach den Reißbrettarchitekten der Hochschulbürokratie vollziehen.

Es liegt in der Logik von Bologna, dass erfolgreiche Lehrleistung an der Universität inzwischen ganz eigene Maßstäbe hervorgebracht hat: Weiterbildung, Forschung und Zukunftsentwicklung, Prüfungen und Studienabschlüsse, Studentenzahlen, die Einhaltung von Regelstudienzeiten, drittmittelfinanzierte Forschungsprojekte, der Frauenanteil unter den Hochschullehrern, Auslandsaufenthalte und Studienabschlüsse von Frauen sind die Kriterien. Es mag sein, dass solche Indikatoren immer zeitabhängig, deshalb auch willkürlich sind. Es ist allerdings ruinös, dass sie zu wesentlichen Kontroll- und Steuerungsinstanzen für die gesamte Zukunft einer Universität werden.

In einem System, das die Anzahl der eingetriebenen Drittmittel zu einem Qualitätskriterium erhebt, wird derjenige zum Versager, der ihrer nicht bedarf. Der Höhe der eingeworbenen Drittmittel wird inzwischen eine treffendere Aussagekraft über die wissenschaftliche Qualifikation eines Hochschullehrers zugesprochen als einem von ihm verfassten »zweiten Buch« nach der Habilitation. Daran werden die Prioritäten der sogenannten Wissensgesellschaft in erschreckender Weise sichtbar. Es sind nicht mehr Bildungsvorstellungen, die bei der Auswahl des Wissens und der Stoffe entscheiden, sondern eingebilddete und wirkliche Wettbewerbsvorteile.

### Zu wenig Lehrkräfte

In der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts haben Kernphysik und Biowissenschaften das Feld besetzt. Sie haben auch für eine durchgehende »Vernaturwissenschaftlichung« der Geisteswissenschaften gesorgt. Die haben im Universitätsgefüge nur dann Chancen, wenn sie sich in fächerübergreifenden Projekten mit natur- und lebenswissenschaftlichen Fächern zusammenschließen. Langzeitprojekte wie Editionen oder Wörterbücher, die mehrere Jahrzehnte, ja mehrere Forscherleben in Anspruch nehmen, haben an der Universität nach Bologna eigentlich nichts mehr verloren. Jedenfalls wäre es



Heike Schmoll

ist verantwortliche Redakteurin für Bildungspolitik der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« und Korrespondentin in Berlin. Sie studierte Germanistik und Evangelische Theologie in Heidelberg, München und Tübingen.

den Wissenschaftsplanern am liebsten, das alles ließe sich im Fünfjahrestakt abwickeln. Gelingt das nicht, wird so lange evaluiert und die Rechenschaftslegung eingefordert, dass selbst engagierte Forscher mehr mit Bürokratie als mit ihrer eigentlichen wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt sind und oft genug entnervt aufgeben.

Zwischen Bologna-Wirklichkeit und Bologna-Rhetorik liegen Welten. Zur Bologna-Rhetorik gehörte das Versprechen, die Universitäten würden effizienter. Die Studiengänge sollten verschlankt und übersichtlicher werden. Studienzeiten sollten sich verkürzen, und es sollte weniger Abbrecher geben. Studienabgänger sollten größere Berufschancen haben und vor allem im europäischen Raum mobiler werden.

Die nüchterne Bilanz der Wirklichkeit sieht anders aus: Für die betreuungsintensiven neuen Studiengänge fehlen die Dozenten. Im Durchschnitt ist ein Hochschullehrer noch immer für 60 Studenten zuständig, in den Geisteswissenschaften sind es zuweilen 170. Die Folgen der Massenuniversität sind also nicht etwa gemindert, sondern haben sich verschärft. Für ausländische Forscher, aber auch für im Ausland lehrende deutsche Spitzenforscher sind solche Bedingungen denkbar unattraktiv. Wer Spitzenforschung betreibt, wird sich mit solchen Betreuungsrelationen und mit einem im internationalen Vergleich unterdurchschnittlichen Gehalt nicht zufrieden geben.

### Förderung des Provinzialismus

Die ständig beschworene Internationalisierung des europäischen Hochschulraums erweist sich schon jetzt als seine Enteuropäisierung. Ins Ausland zu gehen, wagt kaum noch einer der neuen Studierenden. Die größere Mobilität hat sich als reine Fiktion erwiesen. Ganz im Gegenteil: Im Zuge der Europäisierung wird ein Provinzialismus gefördert, den es an deutschen Universitäten so noch nie gegeben hat. In Deutschland lassen sich inzwischen so viele Bologna-Prozesse beobachten, wie Universitäten zu verzeichnen sind. Das geben selbst führende Vertreter des Deutschen Akademischen Austauschdienstes zu. Die Anzahl der Studienabbrecher ist nicht etwa gesunken, sie ist gestiegen. Insgesamt gibt jeder fünfte sein Studium vor dem Abschluss auf. Bei den Bachelor-Studenten ist es jeder vierte. An den Fachhochschulen liegt die Abbrecherquote sogar bei 39 Prozent. Es ist ein schwacher Trost, dass sie wenigstens in der Anfangsphase ihres Studiums abbrechen und nicht zu teuren Bummelstudenten werden.

Die Unübersichtlichkeit der insgesamt über 8000 Studienmöglichkeiten bis zum Bachelor scheint viele Abiturienten nur abzuschrecken. Während die Abiturientenquote steigt, sinkt die Studieranfängerquote im Verhältnis dazu. Deshalb ist eine entscheidende Erwartung an Bologna nicht aufgegangen: bildungsferne soziale Schichten für das Studium zu interessieren. Kinder aus Elternhäusern mit niedrigen beruflichen Bildungsabschlüssen finden sich unter den Bachelor-Absol-

venten der ersten Jahrgänge viel seltener als unter früheren Studienabgängern. Die Erklärung dafür liegt auf der Hand: Wer große Anstrengungen für den sozialen Aufstieg durch Bildung unternimmt, wird sich nicht mit offenkundig minderwertigen Angeboten und Abschlüssen zufrieden geben.

Im Bologna-Prozess geht es um die Ausrichtung des Bildungssystems auf extern gesetzte Ziele, die fatalerweise die Grundprobleme der deutschen Massenuniversität völlig unberührt lässt. Daran ändern auch die Sonntagsreden zum Wettbewerbsgedanken und zur Konkurrenzfähigkeit deutscher Universitäten im internationalen Vergleich nichts. Was deutsche Hochschulen dringend brauchen, sind Möglichkeiten, die Studierfähigkeit der Studienbewerber vor Beginn des Studiums zu testen. Hochschulen, die eine geeignete Auswahl der Studenten rechtzeitig eingeführt haben, konnten die Abbrecherquoten nahezu halbieren. Das liegt zum einen an der Eignung der Bewerber, zum anderen aber an ihrer Identifikation mit der Ausbildungsstätte.

Die Bologna-Reform ist zu einem Selbstläufer geworden. Es ist geradezu schizoid, dass die Protagonisten der Reform zwar ihre Schwächen kennen, auf sich selbst und andere aber einen enormen Beteiligungszwang ausüben. Es ist ernüchternd festzustellen, dass die Hochschulrektoren und die Hochschulprofessoren mit großer Verve einer Politik gefolgt sind, der sie ablehnend gegenüber standen. Niemand kann sich mehr dem fortwährenden Evaluieren, Akkreditieren, massenhaften Habilitieren, massenhaften Publizieren entziehen, weil er nur so glaubt, seine Existenz sichern zu können. Zum Denken und Forschen bleibt kaum noch Zeit. So wird die Freiheit des Wissenschaftlers massenweise verwirkt. Statt sich vom Bologna-Diktat aus Brüssel beherrschen zu lassen, könnte auch der Bologna-Prozess beherrscht werden. So gilt es, in Modulen noch einen Rest an akademischer Qualität zu retten. Das gelingt manchen Hochschullehrern bemerkenswert gut. Andere sehen dem Ausverkauf ihrer wissenschaftlichen Freiheit sehenden Auges zu.

Es gibt keine Reform, die so notwendig wäre, dass es keine Alternativen gäbe. Jedenfalls ist die Bolognisierung nicht so unausweichlich, wie sie scheinen mag. Sie wird erst dann unausweichlich, wenn immer mehr Beteiligte an ihre Unausweichlichkeit glauben. Bildung hat aber auch mit dem Anspruch zu tun, vermeintliche Gewissheiten ihres illusionären Charakters zu überführen. Denn Bildung ermöglicht reflexive Distanz. Die Distanz zu sich und den Geschehnissen macht den Unterschied zu Unbildung aus. Eine Gesellschaft, die sich der Möglichkeit beraubt, Illusionen als solche zu erkennen, hat sich mit Haut und Haaren der Unbildung verschrieben (vgl. Konrad Ließmann, Theorie der Unbildung). Und von Bildung ist im Zuge der Bologna-Reformen mit gutem Grund nicht die Rede. Wenn überhaupt von Bildung die Rede ist, dann im neuen Missverständnis der Bildung als Ausbildung.

Steigender Druck: Bachelor-Studierende dürfen sich keine Bummellei erlauben.



Foto: Stadtwerke Tübingen

# Die Generation Bachelor berichtet

Von unseren Redaktionsmitgliedern

Für ein Studium nach eigenen Interessen bleibt in der Regel keine Zeit. Das Pflichtpensum müssen sie stets im Auge behalten, und ihre Leistungen werden laufend benotet: Was halten Tübinger Studierende vom Bachelor-Studium? Die *attempto!*-Redaktion hat nachgefragt.



Foto: privat

**»Wer schnell ins Berufsleben möchte, für den ist das top«**  
– André Lacroix, Sportwissenschaft

Zum Beispiel bei André Lacroix. Der Sportwissenschaftler mit der Spezialisierung »Gesundheitsförderung« schließt im Februar 2009 sein Studium ab. Nach einer ersten Bewerbungsrunde auf dem Arbeitsmarkt wird er sich entscheiden, ob er noch den Master macht: »Ich habe das Gefühl, dass ich schon noch etwas draufsetzen muss, um gegenüber Diplom-Sportwissenschaftlern konkurrenzfähig zu sein«, meint er. Und es bleibt auch noch die Ungewissheit, was der Bachelor überhaupt wert ist oder um wie viel besser man mit dem Master in der

Tasche dasteht. Generell findet er den verkürzten Studiengang aber nicht schlecht: »Drei Jahre studieren, dann arbeiten: Wer schnell ins Berufsleben möchte, für den ist das top.« Zwar würde André Lacroix das gleiche Studium noch einmal »durchziehen«, aber er hätte gerne mehr Zeit für echtes Studieren: »Man guckt, dass man seine Note kriegt, lernt, was verlangt wird, und hofft, dass etwas Gutes dabei herauskommt«, beschreibt er sein Studium und setzt hinzu: »Ich wünsche mir, ohne Leistungsdruck eine Veranstaltung zu

besuchen, die mich interessiert.« Die Tatsache, dass jede Zensur zur Endnote zählt, nimmt zwar die Angst vor einer alles entscheidenden Abschlussprüfung, aber: »Ich habe so ein bisschen ein Problem mit der Dauerbenotung von jedem kleinsten Schein, man sollte mehr Schwerpunkte setzen und nicht alles benoten, dabei gehen die Inhalte teilweise schon ein bisschen flöten«, meint Lacroix. Dafür spiegle die Abschlussnote wirklich die durchschnittliche Leistung im Studium, was er wiederum als Vorteil ansieht.

## Ständiger Leistungsdruck

Worin unterscheidet sich das Bachelor-Studium von der Schule? »Es gibt bei uns 17 Module, in denen die Leistungspunkte gesammelt werden, die zur Endnote zählen. Zwar werden die Veranstaltungen nicht exakt vorgegeben, aber bei kleinen Fächern wie der Sportwissenschaft gibt es nicht so viele Wahlmöglichkeiten. Die Frage ist also nicht so sehr was, sondern wann man etwas macht. Das geht schon in Richtung Schule«, erklärt der Bachelor-Kandidat. Und allgemein zur Arbeitsbelastung?



Foto: Soppa

**»Die Freiheiten des Diplom-Studiengangs wären mir lieber«**  
– Valeri Velkov, Bioinformatik

»Wenn der Stoff nicht zu schwer ist, ist es machbar. Doch insgesamt müssen wir zu viele Dinge gleichzeitig nebeneinander lernen«, sagt Valeri Velkov, der gerade das vierte Semester im Bachelor-Studiengang Bioinformatik hinter sich gebracht hat. »Im vergangenen Semester hatte ich keinen einzigen freien Tag.« Allerdings arbeitet der 27-jährige Bulgare auch bis zu 80 Stunden im Monat als studentische Hilfskraft am Lehrstuhl für Algorithmen der Bioinformatik am Wilhelm-Schickard-Institut für Informatik.

## Arbeitsaufwand schwer einzuschätzen

Manchmal ist Valeri Velkov erstaunt, wie viel Arbeit er leisten kann, wenn es sein muss. »Zum Beispiel müssen wir jeweils bis zum bitteren Ende des Semesters parallel zu den Klausurvorbereitungen Übungszettel bearbeiten«, sagt er. Das sei sehr zeitaufwendig, aber obligatorisch. Und eine weitere organisatorische Regelung mache das Leben der Bachelor-Studenten in der Bioinformatik besonders hart: Schon in den ersten beiden Semesterwochen müsse man sich verbindlich zu den Klausuren am Semesterende anmelden. Dann sei jedoch der Arbeitsaufwand, der zu erbringen ist, noch schwer einzuschätzen. »Zudem geben die Dozenten dann den jeweiligen Klausurtermin erst so spät bekannt, dass man zum Teil vier Klausuren in einer Woche schreiben muss.« Die Note

»Wer sich ein bisschen dahinter klemmt, schafft das Pensum ohne Probleme.« Wären ihm weniger exakte Vorgaben lieber? »Ja natürlich, man würde gerne mehr nach eigenen Interessen auswählen, aber die Module müssen erfüllt werden.« Trotz allem bleibt André Lacroix noch Zeit, siebeneinhalb Stunden pro Woche als studentische Hilfskraft etwas Geld zu verdienen. Einen Auslandsaufenthalt hat er nicht in sein Studium eingebaut, weil er dafür keine Notwendigkeit gesehen hat. »Fachlich wäre das für mich kein Vorteil. Außerdem wollte ich keine Zeit verlieren«, sagt er. Die 18 Wochen Pflichtpraktika, die in seinem Studiengang anfallen, hat er auf die Semesterferien verteilt, ohne ein Praktikumssemester zu nehmen. Aber: »Das ist zu stressig, weil man gar keine Auszeit mehr hat.« Wie lautet also sein Fazit zum Bachelor-Studium? »Mit der Betreuung bin ich sehr zufrieden, man findet immer ein offenes Ohr, wenn man ein Problem hat. Das Negative sind die Ungewissheit, was ich mit dem Bachelor anfangen kann, und der ständige Leistungsdruck.«

FÖR

jeder der Klausuren sei aber wichtig. »Ich will nicht nur irgendwie durchkommen, sondern gut, denn die Noten zählen alle für den Abschluss«, sagt der Student. Valeri Velkov hat selbst nicht in einem Diplom-Studiengang studiert, doch in einigen Veranstaltungen sind Studierende verschiedener Fächer beider Studiengangstypen Bachelor und Diplom gemischt, sodass er Vergleichsmöglichkeiten hat. »Die Freiheiten des Diplom-Studiengangs wären mir lieber«, sagt Velkov. Bei den Nebenfächern gebe es Wahlmöglichkeiten auch im Bachelor-Studiengang, aber einmal eine Veranstaltung ohne Prüfung zu besuchen oder sich die Arbeit eines Semesters selbst zusammenzustellen, das würde ihm gefallen. Denn neben dem Studium und der Arbeit als Hiwi sei keine Zeit mehr für andere Interessen oder Aktivitäten. Velkov möchte sich gleich im Anschluss an das Bachelor-Studium auf jeden Fall auch für den Master-Studiengang Bioinformatik an der Uni Tübingen bewerben. Er glaubt, dass die Arbeitgeber mit dem Bachelor-Abschluss in Bioinformatik jedenfalls zur Zeit nicht viel anfangen können und seine Chancen, eine interessante Stelle zu finden, gering wären. Valeri Velkov hat außerdem gehört, dass die Arbeitsbelastung im Master-Studiengang besser zu bewältigen sein soll. Wenn es nach ihm ginge, würde er auch den Bachelor-Studenten »mehr Luft geben«.

JE



»Man fühlt sich schon etwas als Versuchskaninchen«  
– Sarah Witzke, Soziologie, BWL

Sarah Witzke, im dritten Semester Soziologiestudentin mit Nebenfach BWL, fühlt sich im Bachelor-Studium weit weg von der Schule: »An der Uni ist man doch viel mehr auf sich selbst gestellt. Man teilt sich die Arbeit selbständig ein und muss entscheiden, wie viel Zeit man investieren will, um wichtige Dinge wirklich vollständig zu verstehen.« Hilfreich seien in der Soziologie die zahlreichen Tutorien zu den Vorlesungen: »Dadurch kann man wirklich intensiv in die Texte einsteigen und erhält gleichzeitig Orientierungshilfe.« Im Semester ist die Arbeitsbelastung zeitweise sehr hoch, wenn es viele Klausuren gibt. »Aber zu schaffen ist es gut, und in den Semesterferien ist Zeit, um interessante Themen selbst zu vertiefen«, meint Witzke. Apropos Prüfungen: Sarah Witzke hat bisher nur Klausuren mit Multiple Choice-Fragen kennengelernt. Damit ist sie nicht unbedingt glücklich: »Man muss sich zwischen drei vorgegebenen Antworten entscheiden, hätte selbst aber vielleicht eine Definition ganz anders formuliert. Da muss man versuchen zu

erschließen, welche Antwort der Professor erwartet.« Insofern freut sie sich jetzt auf Seminare, in denen es dann auch Referate und Hausarbeiten geben wird. Ein sechssemestriges Bachelorstudium ist für Witzke viel zu kurz, um noch einen Auslandsaufenthalt einzuplanen. »Das kann man sich gar nicht leisten. Da hätte ich mich schon im ersten Semester dafür bewerben müssen, ohne einen einzigen Schein zu haben.« Und die Perspektiven? Prinzipiell will die Soziologie-Studentin auch den Master noch dranhängen, wird sich jedoch nach dem Bachelor auch für Jobs bewerben. »Wenn ein interessantes Angebot dabei ist, kann ich mir gut vorstellen, auch gleich ins Berufsleben einzutreten.« Einziger Kritikpunkt am Bachelor-Studium ist für Witzke: »Man fühlt sich schon etwas als Versuchskaninchen. Die Professoren wissen selbst noch nicht genau, wie es laufen soll mit der neuen Studienstruktur. An uns wird nun ausgetestet, ob man an den Studienplänen noch etwas ändern muss.« MS



Fotos: Soppa

»Das Studium ist nicht so anonym wie im Magister«  
– Anette Marquardt, Rhetorik, Neuere Deutsche Literatur, Philosophie, Medienwissenschaft

Im Streit zwischen alten und neuen Studiengängen hat die Studentin Anette Marquardt die Möglichkeit, einen direkten Vergleich zu ziehen. Als Magister-Studentin gestartet, hat sie sich nach den ersten Semestern für ein Doppelstudium entschieden. Seitdem studiert sie neben Rhetorik, Neuerer Deutscher Literatur und Philosophie auch noch Medienwissenschaft im Nebenfach Bachelor. Doppelstudium gleich Doppelbelastung? »Phasenweise ist es ganz schön anstrengend«, erzählt Anette Marquardt, »vor allem, wenn man auch noch etwas anderes machen will, außer nur zu studieren. Manchmal geht es aber auch ganz locker«, so die Studentin über ihren Uni-Alltag. Die Freiheiten eines Magister-Studienplans weiß sie im direkten Vergleich zu schätzen. Bei ihrem Bachelor-Studium geht es primär darum, den Modulplan einzuhalten: »Vor dem Bachelor-Studium habe ich mich auch mal nur aus Interesse in eine Vorlesung gesetzt oder mich mit Inhalten beschäftigt, die nicht relevant für irgendeinen Schein waren.« Den streng strukturierten Studienplan des Bachelor-Fachs sieht die Studentin

positiv und negativ zugleich. Auf der einen Seite sei man unflexibler und ständig darauf fixiert, ein Pflichtpensum abzuarbeiten, ohne dabei etwas wirklich vertiefen zu können: »Die Kurse überschneiden sich oft, und ich habe das Gefühl, mir im Bachelor wirklich nur Grundkenntnisse aneignen zu können.« Deshalb ist sie froh, ihren Magister nicht leichtfertig aufgeben zu haben, da die Beschäftigungschancen mit dem ersten Hochschulabschluss noch immer sehr ungewiss sind. Auf der anderen Seite befürwortet Anette Marquardt die Moduleinteilung des Bachelor-Studiums, denn: »Ich habe jetzt so etwas wie eine »Klasse«. Dadurch ist das Studium nicht so anonym wie im Magister.« Falls sie ihr Magisterstudium mit einer guten Note abschließt, möchte sie keinen Master an ihr Studium anhängen. Bleibt bei diesem hohen Arbeitspensum an der Universität noch Zeit für einen geregelten Nebenjob? »Ja, ich arbeite als studentische Hilfskraft und habe nebenher teilweise auch noch zeitlich begrenzte, kleinere Jobs oder Ferienjobs. Außerdem werde ich hoffentlich bald ein Auslandssemester machen.« ELH

## Selbstgemacht nicht nachgemacht



Gehören Sie zu denen, die auf Qualität und Erfolg der eigenen Leistung vertrauen? Dann stört es Sie sicher, wenn andere sich einfach Ihrer Ideen bedienen, um Profit zu machen und Sie leer ausgehen zu lassen. Beraten und vertreten in allen Fragen des nationalen und internationalen gewerblichen Rechtsschutzes, können Sie etwas dagegen tun.

Als erfolgreich gewachsene Patentanwaltskanzlei betreuen wir von Standorten in Stuttgart, München, Baden-Baden und Tübingen aus Mandanten im Inland und Ausland. Unser Team aus 13 Partnern und mehr als 45 Mitarbeitern verbindet technisches Know-how mit langjähriger juristischer Erfahrung. Im Interesse und zum Schutz Ihres geistigen Eigentums.

Unser Tätigkeitsschwerpunkt liegt dabei auf dem Patentrecht, dem Markenrecht, dem Gebrauchsmuster- und Geschmacksmusterrecht sowie dem Arbeitnehmererfindungsrecht. Darüber hinaus verfügen wir auch über große Erfahrung in Verletzungsprozessen sowie auf benachbarten Gebieten, insbesondere beim Softwarerecht, Vertrags- und Lizenzrecht und bei der Beratung von technologieorientierten Start-up-Unternehmen, vor allem aus dem universitären Umfeld.

Besuchen Sie uns unter [www.wwp.de](http://www.wwp.de)

**WITTE, WELLER & PARTNER**  
PATENTANWÄLTE

Königsplatz-Strasse 9-11 · 72072 Tübingen · Telefon: 07071 / 151520 · Telefax: 07071 / 151521

## Medizin fürs Leben Klinikum Stuttgart



**■ Leistungsfähig und kompetent**  
Das Klinikum Stuttgart mit seinen vier Standorten Bürgerhospital, Katharinenhospital, Krankenhaus Bad Cannstatt und Olgaehospital gehört zu den größten und leistungsfähigsten Krankenhäusern in Deutschland. Über 50 Kliniken und Institute ermöglichen eine hohe Spezialisierung und ein umfassendes Leistungsspektrum in nahezu allen medizinischen Fachdisziplinen. In den medizinischen Zentren des Klinikums als Krankenhaus der Maximalversorgung arbeiten renommierte Spezialisten fächerübergreifend Hand in Hand. Die vier Häuser des Klinikums verfügen über rd. 2.300 Planbetten und tagakutischen Behandlungsplätzen. Jährlich werden rund 80.000 Patienten stationär behandelt. Hinzu kommen jährlich etwa 420.000 ambulante Patienten. Für höchste Qualität in Medizin und Pflege setzen sich rd. 6.400 Mitarbeiter ein.

**■ Familienfreundlich**  
Das Klinikum Stuttgart hat das auch berufundfamilie erfolgreich durchgeführt und ist damit als familienfreundliches Unternehmen zertifiziert. Die Auditingunterstützung des Klinikums Stuttgart, die Rahmenbedingungen, die den Zielen familienbewusster Personalpolitik entsprechen, auszubauen und weiterzuentwickeln.

**■ Höchste Ansprüche an Aus-, Fort- und Weiterbildung**  
»Die Medizin im Klinikum Stuttgart ist menschlich, kompetent und exzellent.«  
Was in unserer Medialstrategie als unternehmensumfassender Leitsatz festgeschrieben ist, wird in der Praxis von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit Leben erfüllt.

Um die hervorragenden Leistungen für die Zukunft zu sichern und auszubauen, stellt das Klinikum Stuttgart höchste Ansprüche an die Aus-, Fort- und Weiterbildung. Eingebettet in das Klinikum Stuttgart verfügt das hochmoderne Bildungszentrum des Klinikums als größte Einrichtung für Gesundheitsberufe in Stuttgart und der Region über optimale Voraussetzungen für die Aus-, Fort- und Weiterbildung rund um Gesundheit, Krankheit, Pflege und Medizin. Angebotsvielfalt, moderne Lehrinhalte und Lernmethoden sowie eine enge Verzahnung von Theorie und Praxis ermöglichen den Kursteilnehmerinnen und Kursteilnehmern individuelle fachliche und persönliche Entwicklungschancen für eine erfolgreiche berufliche Zukunft.

**■ Attraktiver Arbeitgeber**  
Ein Arbeitsplatz im Klinikum Stuttgart bietet beispielsweise: umfangreiches Fortbildungsprogramm mit fachspezifischen und übergreifenden Angeboten, Ganztageseinrichtungen für Kinder, Betriebskantine, Mitarbeiterrestaurant, Unterstützung bei der Wohnungssuche, zusätzliche Altersvorsorge, Fachbibliotheken.



Klinikum Stuttgart | Postfach 902644 | 70022 Stuttgart | [www.klinikum-stuttgart.de](http://www.klinikum-stuttgart.de)



Bewährte Hilfe beim Pauken:  
Karteikärtchen –  
möglichst eng beschrieben.

Foto: Knieferm

## Was den Dozenten auffällt

Von unseren Redaktionsmitgliedern

Die Bachelor-Studiengänge sind kürzer und strenger organisiert als frühere Magister- oder Diplom-Studiengänge. Die Studierenden haben ständig Prüfungen zu absolvieren, deren Noten von Anfang an für den Abschluss zählen. Haben sich das Studierverhalten oder gar die Studierenden selbst durch diese Vorgaben verändert? Danach hat die *attempto!*-Redaktion Tübinger Dozenten verschiedener Fächer gefragt.

### Das Referatsthema muss zum Terminkalender passen

Ein Schlüsselerlebnis für die Amerikanistin **Prof. Astrid Franke**, die seit dem Sommersemester 2008 in Tübingen lehrt und zuvor an der Universität Frankfurt tätig war, ist die Vergabe von Referaten: »Die Studierenden wählen das Referat nach ihrem Terminkalender aus, ohne auf das Thema zu schauen. Egal ob ›Postkoloniale Strukturen‹ oder Genderthematik, Hauptsache, am 5. Mai kann es abgehakt werden. Die neuen modularisierten Studienstrukturen verlangen eine solche effiziente, zielgerichtete Studienplanung.« Freiräume, interessengeleitet »einfach mal so« ein Seminar zu belegen, seien kaum noch gegeben. In diesem Sinn verlangten die Studierenden auch vor allem nach abprüfbar Wissen: »Fürs Recherchieren, selbst Nachdenken, Argumentieren, selbst Forschen und nicht nur Reproduzieren – also für genuin wissenschaftliches Arbeiten – ist immer weniger Raum.« Ein kritisches Infragestellen von Lehrinhalten kann Astrid Franke denn auch nicht mehr beobachten: »Der rebellische Geist ist vorbei.« Stattdessen würde aber zunehmend über Noten verhandelt, da ja alle Noten in

die Endnote eingehen. Franke findet es richtig, dass von den Lehrenden Transparenz und Verbindlichkeit verlangt werden, aber »es ist nur noch eine Frage der Zeit, dass die Studierenden mit dem Rechtsanwalt kommen«. Daher werden, auch wegen der hohen Zahl an Korrekturarbeiten, standardisierte Multiple-Choice-Fragen für Dozenten attraktiver als Essays oder Hausarbeiten. »Und dies geht dann wieder zu Lasten des eigentlichen wissenschaftlichen Arbeitens«, beklagt Franke. Die neue Art des zielstrebig und effizient organisierten Studierens wird nach Meinung Frankes von den Rahmenbedingungen erzeugt, und da geht sie auch kritisch mit den in den Fächern geschaffenen Studienplänen um: »Es wurde vielfach versucht, all das in den Bachelor-Strukturen abzubilden, was ohnehin immer schon gemacht wurde. Aber früher gab es dafür mehr Freiräume und Ausweichmöglichkeiten. Wenn wir jetzt feststellen, dass die Studienpläne überfrachtet sind, müssen wir aus diesen Fehlern lernen und vermehrt wieder Freiheiten schaffen.«

MS

### Der Blick für die großen Zusammenhänge geht verloren

Von den Bachelor-Studierenden hat die Biologin **Dr. Petra Heinz**, die im Studiengang Geowissenschaften unterrichtet, bisher keinen guten Eindruck. »Sie arbeiten nicht selbständig, bekommen von den Dozenten alles vorgesetzt und fordern das auch rigoros ein«, sagt sie. »Obwohl wir den Lernstoff reduziert haben, beschwerten sich die Bachelor-Studenten ständig, dass alles zu schnell und zu viel ist.« Die Bachelor-Studierenden haben das zweite Semester absolviert, für die ebenfalls am Kurs teilnehmenden Diplom-Studierenden war es das vierte Semester. Mehr Fleiß bei denen, die den Bachelor-Abschluss anstreben, kann Petra Heinz nicht erkennen: »Nur das Nötigste wird getan.« In der Klausur zum Semesterende sei klar geworden, dass große Zusammenhänge nicht verstanden worden sind. Nur auswendig gelernte Details seien abrufbar. »Die Diplom-Studenten haben im Schnitt mit ein bis 1,5 besseren Noten abgeschlossen.« Petra Heinz bedauert insgesamt, dass die Freiheiten im Bachelor- im Vergleich mit dem Diplom-Studium stark eingeschränkt worden sind. Das treffe leider vor allem sehr engagierte Studenten. Sie gesteht den Bachelor-Studierenden zu, dass sicherlich noch einiges im neuen Studiengang verbessert werden

müsse. Doch die Dozentin vermisst zuweilen wenigstens ein bisschen Selbstkritik. »Wer in der Klausur eine schlechte Note bekommt, gibt nicht zu, dass er nichts gelernt hat. Die Schuld wird bei den Dozenten gesucht, die sie nicht richtig vorbereitet haben, oder es liegt an der angeblich nicht zu bewältigenden Stofffülle. Den Wunsch der Bachelor-Studenten, ihnen auch noch das Lernen abzunehmen, können wir nicht erfüllen.« Die hohe Anspruchshaltung der Studenten löst bei Petra Heinz zuweilen Ratlosigkeit aus. Ein Beispiel: Während des Semesters hatten sich die Studenten Fragen zum Unterrichtsstoff überlegt, deren Beantwortung im Tutorium in Gruppen zu 15 bis 20 Leuten erarbeitet wurde. Nur aus diesen Fragen haben die Dozenten die Klausur zusammengestellt. Alle Fragen seien zur Vorbereitung über das Internet einsehbar gewesen. »Als wir uns bei den Bachelor-Studenten erkundigt haben, warum sie bei der Klausur dennoch so schlecht abgeschnitten hatten, bekamen wir zur Antwort, dass ja die Fragen, aber eben leider nicht die Antworten im Internet zu finden gewesen wären.« Doch auch ein Bachelor-Studium solle schließlich noch ein Studium sein und auf wissenschaftliche Arbeiten vorbereiten, findet die Dozentin. JE



Die Dozenten (von links):  
Astrid Franke, Andreas  
Hoffmann, Petra Heinz



Fotos: Rohler (1), Soppa (2/3)

### Zielstrebig zur Berufsqualifikation in sechs Semestern

Für **Dr. Andreas Hoffmann**, Dozent für Sportpädagogik und Sportdidaktik, liegt eine Verhaltensänderung bei den Studierenden durch die neuen Studiengänge »in der Natur der Sache«: »Sie studieren stärker organisiert und zielstrebig, gehen mit einer anderen Einstellung ins Studium rein, finden es zum Beispiel gut, in sechs Semestern berufsqualifiziert zu sein, am besten noch mit Auslandssemester und Praktikum. Das geht natürlich zu Lasten der akademischen Qualifikation«, sagt er. Lernen, um nach der Klausur alles wieder zu vergessen? Dass schulische Verhaltensweisen an der Universität fortgeführt werden, ist für Andreas Hoffmann kein neues Phänomen: »Das gab es früher auch schon. Die Nutzung des Internets trägt aber mehr zum Verlust akademischer Qualifikation und Reflexion bei als die neuen Studiengänge«, vermutet er. Denn die Versuchung, Studienarbeiten überwiegend auf Inhalte aus dem Internet aufzubauen, scheint ziemlich groß. Dass die Studierenden unkritisch wären, kann der Dozent nicht feststellen: »Es gibt Diskussionen, aber deren Inhalte sind andere als früher. Eine kritische Diskussion setzt eben mehr Fachwissen voraus«, so Hoffmann. Das können sich die Bachelors in spe in der relativ kurzen Zeit nicht so reichlich aneignen. »Sportwissenschaft ist eine sehr breite Disziplin. Wenn man überall so ein bisschen

Einblick kriegen möchte, kann man das in sechs Semestern nicht vertiefen«, erklärt der Sportwissenschaftler. Kritisch hinterfragt werden Studieninhalte von den Betroffenen vor allem daraufhin, ob sie berufs- und praxisorientiert sind. Auf der einen Seite möchte man das Studium möglichst schnell durchziehen und in den Beruf kommen. Andererseits empfinden die Studierenden auch den Verlust akademischer Freiheit: »Das Studium wird oft auch als verschult erlebt.« Die Ähnlichkeit mit schulischem Lernen fänden nur ganz wenige gut: »Die Mehrheit erlebe ich eher so, dass sie die Verschulung ablehnt«, stellt Andreas Hoffmann fest. Trotzdem wird mehr gepaukt als früher: »Man kann sich nicht leisten, Klausuren nicht zu bestehen, weil jede Klausur zählt. Es ist mehr Power hinter dem Lernen zu erkennen, ob das dann nachhaltiger ist, ist die Frage«, meint der Dozent. Viele der künftigen Bachelors möchten bei den Sportwissenschaftlern den Master machen. Was die Berufsperspektiven angeht, gehen manche auf Nummer sicher. Einige studieren Lehramt und Bachelor als Doppelstudium, für den Fall dass sie mit dem Bachelor-Abschluss keine Stelle finden. »In vielen Köpfen ist die Vorstellung, dass der Bachelor nicht ausreicht. Man möchte ein zweites Standbein haben«, hat Andreas Hoffmann festgestellt. FÖR

## Die Bologna-Staaten



# Wie läuft der Bologna-Prozess anderswo?

Von Irene Seling und Terence Mitchell

Der Stand des Bologna-Prozesses ist in jedem der 45 Teilnehmerstaaten ein anderer. Ein Blick über den eigenen Tellerrand zeigt, wie es mit den neuen Studiengängen im Ausland aussieht. Ein Unterschied zeichnet sich allerdings ab: Viele Länder tun sich leichter als Deutschland, die Vorteile der Reform zu nutzen.

Bei der Lektüre mancher deutscher Presseorgane kann man den Eindruck bekommen, dass der Bologna-Prozess nur in Deutschland stattfindet und dass er das alleinige Ziel verfolge, altbewährte deutsche akademische Traditionen zu zerstören. Der arme Humboldt wird immer wieder bemüht, allerdings ist das nun im Verschwinden befindliche deutsche Diplom ja nur etwa 70 Jahre alt! Deshalb lohnt sich der Blick in Richtung der anderen 44 Bologna-Staaten, aber auch ins außereuropäische Ausland, wo der Prozess genauer verfolgt wird als an mancher deutschen Hochschule.

### Aufmerksame Beobachter in den USA

Besondere Aufmerksamkeit wird der Bologna-Reform in den USA zuteil. Dort hat man das akademische Niveau des deutschen Diploms nie richtig verstanden, aber Bachelor-Abschlüsse sind wohl vertraut. Allerdings braucht man in den USA dafür vier Jahre, in den meisten Bologna-Staaten nur drei. Die inhaltliche Auseinandersetzung mit dieser Tatsache ist nun erfolgt: Da Amerikaner pragmatisch sind und vor allem

die besten Bachelor-Absolventen für ihre *Graduate Schools* benötigen (es gibt zu wenig geeignete amerikanische Graduierte), findet man inzwischen in der europäischen Fachpresse Inserate von renommierten US-Hochschulen, die zum Beispiel deutsche Chemie-Bachelors anwerben wollen.

Der Stand der Reform ist natürlich in jedem Bologna-Land ein anderer. Unser großer Nachbar Frankreich zum Beispiel hat zwei völlig unterschiedliche Systeme von Hochschulen: Universitäten und »Grandes Écoles«. Die Universitäten haben die Reform auf dem Papier schon umgesetzt: Es gibt das »Licence-Master-Doctorat«-System. Wegen der Inkompatibilität der beiden Systeme können Absolventen einer *École* nur mit dem Master abschließen. Wie in vielen anderen Ländern ist der Paradigmenwechsel von der Orientierung an den Lehrenden zur Orientierung an den Studierenden und deren Bedürfnissen jedoch noch nicht gegeben.

Und wie sieht es mit den anderen 44 Ländern aus? Hier einige Beispiele: Die Staaten Osteuropas und Russland sind spät zum Prozess gekommen und haben noch viel zu tun, um den Stand



Irene Seling

ist verantwortlich für den Bereich Hochschulpolitik bei der Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände.



Terence Mitchell

ist Professor für Chemie (im Ruhestand) an der TU Dortmund. Er ist als Bologna-Experte des Deutschen Akademischen Austauschdienstes und Akkreditierer im »European Chemistry Thematic Network« (ECTN) tätig.

in West- und Mitteleuropa zu erreichen. Aber sie bemühen sich nach Kräften, den Anschluss nicht zu verlieren. Die kleineren Länder, etwa die Niederlande, die Schweiz, Österreich oder Norwegen haben es einfacher, komplexe Reformen umzusetzen, und sind schon sehr weit. Polen ist auf dem besten Weg, und in Italien wird die Reform bereits reformiert, da im Eifer des Gefechts einige Fehler gemacht wurden, die es nun auszuräumen gilt. Nur in Spanien steht man erst am Anfang, weil die Regierenden viele Jahre gebraucht haben, um die Dauer von Bachelor- und Master-Studiengängen festzulegen.

Natürlich gibt es nicht nur in Deutschland eigene Interpretationen des Bologna-Prozesses – die sogenannten Strukturvorgaben der Kultusministerkonferenz –, da viele nationale Bildungsministerien zwar die Notwendigkeit der Reform sehen, aber noch nicht bereit sind, den Hochschulen die notwendige Autonomie zu gewähren. Doch die internationale Harmonisierung der Abschlüsse ist so gut wie gegeben, so dass die gegenseitige Anerkennung gemäß der »Lissabon-Konvention« (nach zehnjährigem Ringen inzwischen auch von Deutschland ratifiziert) problemlos verlaufen sollte. Diese Konvention enthält auch eine Regelung für die Anerkennung von Studienaufenthalten im Ausland: Man kann hoffen, dass die deutschen Hochschulen langsam die Anerkennung solcher Aufenthalte (und der dort erworbenen Leistungspunkte im ECTS-System, dem *European Credit Transfer System*) ernst nehmen!

Der Bologna-Prozess besteht nicht aus vertraglich fixierten Zielen. Es gibt lediglich zehn sogenannte Aktionslinien, und in mindestens vier davon haben fast alle Länder noch sehr viel zu tun: nämlich Strategien für das lebenslange Lernen entwickeln, sich um den dritten Zyklus, die Promotion, kümmern und die Attraktivität des europäischen Hochschulsystems sowie die europäische Dimension in der Hochschulbildung fördern. Die letzten zwei Ziele gehören natürlich zusammen, geht es doch darum, europäisch zu denken und nicht nur lokal oder national. Mit Ausnahme des Projekts »Tuning Educational Structures in Europe« gibt es viel zu wenige Kontakte zwischen den Fakultäten in Europa. Es ist eine merkwürdige Tatsache: Hochschullehrer unterhalten sich gerne mit ihren Kollegen über die Forschung, aber über die Lehre wird normalerweise nie gesprochen! Dabei gilt es, im Rahmen der Bologna-Reformen Lernergebnisse zu implementieren, sowohl für Studienprogramme als auch für Module, um die Qualifikationsrahmen (nationale und internationale) mit Leben zu erfüllen. Und dieser Prozess geht nicht ohne einen intensiven internationalen Dialog zwischen den Dozierenden.

Da man als Hochschullehrer hofft, dass die eigenen Absolventen nicht zu den zukünftigen Arbeitslosen gehören werden, sollte man die Meinung der Arbeitgeber zu Bologna wahrnehmen. Sie glauben, dass die Schaffung eines europäischen Hochschulraums ein wichtiger Schritt ist, um die Qualität der

Hochschulbildung in Europa zu verbessern und die internationale Wettbewerbsfähigkeit des europäischen Bildungswesens zu steigern. Deshalb wird der Bologna-Prozess von den europäischen Arbeitgebern ausdrücklich begrüßt. Die einheitliche Einführung gestufter Studiengänge gewährleistet die internationale Vergleichbarkeit der Abschlüsse und lässt gleichzeitig ausreichend Spielraum für Profilbildungen der einzelnen Hochschulen.

Allerdings kommt es jetzt in der Umsetzungsphase ganz entscheidend darauf an, dass die ehrgeizigen Ziele konsequent verfolgt werden und die Abnehmerseite, also die Unternehmen, in diesen Prozess kontinuierlich eingebunden wird. Dabei ist es aus Sicht der Arbeitgeber entscheidend, dass die Berufsbefähigung der Absolventen, insbesondere der Bachelor-Studiengänge, gewährleistet ist. Die Arbeitgeber bieten den Hochschulen und der Politik ihre Mitwirkung an der Umsetzung dieses Prozesses an.

**»In Deutschland neigen die Hochschullehrer oft dazu, die Reform als eine Gefahr zu sehen, weil von ihnen verlangt wird, dass sie sich tatsächlich mit der Lehre und den Studierenden auseinandersetzen.«**

Sehr positiv zu bewerten ist, dass das Thema »Employability« insbesondere im Londoner Kommuniqué der Bildungsministerkonferenz 2007 einen breiteren Raum eingenommen hat und auch entsprechend weit oben auf der Tagesordnung der zwischen den Ministertreffen tagenden »Bologna-Follow-Up-Gruppe« steht. »BusinessEurope«, der Dachverband der europäischen Arbeitgeber- und Industrieverbände und seit 2005 beratendes Mitglied im Bologna-Prozess, hat sich hierfür stark eingesetzt.

Ist es möglich, einen generellen Unterschied zwischen Deutschland und anderen Bologna-Staaten zu definieren? Wahrscheinlich schon, wenn auch nicht allgemeingültig. Im Ausland gibt es viele Hochschullehrer, die die Vorteile der Reform sehen und ergreifen, die in Richtung einer stärkeren Orientierung an den Lernenden fortschreiten und ihre Funktion als Hochschullehrer wirklich wahrnehmen. In Deutschland neigen die Hochschullehrer oft dazu, die Reform als eine Gefahr zu sehen, weil von ihnen verlangt wird, dass sie sich tatsächlich mit der Lehre und den Studierenden auseinandersetzen. Als Reaktion schreit man nach der »Freiheit von Forschung und Lehre« (die ja ganz anders gemeint ist) und versucht, ein passendes Humboldt-Zitat zu finden. Wie wäre es mit diesem? »Das Kollegienhören [der Besuch der Vorlesungen] ist Nebensache.« Oder ist dieses eher geeignet? »Gelehrte dirigieren ist nicht viel besser, als eine Komödiantengruppe unter sich zu haben.«





## Ein eingeschränktes Okay für den Bachelor

Von Thorsten Lang

Nicht zuletzt die Wirtschaft forderte in der Vergangenheit fachlich breit angelegte Studiengänge, die zügig und praxisorientiert in eine Berufstätigkeit münden sollten. Der Bachelor-Abschluss bietet formal diese Möglichkeit. Aber hält er auch, was er verspricht? Unternehmensbefragungen zeigen, dass die neuen Abschlüsse akzeptiert, die hohen Erwartungen aber nur teilweise erfüllt werden.

Anlässlich des 800-jährigen Jubiläums der Universität Paris bekundeten 1998 die Bildungsminister aus Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Italien in der »Sorbonne-Erklärung« ihren Willen, die Grundlagen für eine verbesserte europäische Zusammenarbeit in der Hochschulentwicklung zu schaffen. Dauerte es im Mittelalter rund 200 Jahre, bis sich die Idee der Universität von Paris und Bologna aus in ganz Europa durchsetzte, entwickelte die »Sorbonne-Erklärung« eine ganz andere Dynamik. Schon ein Jahr später vereinbarten in Bologna 29 europäische Staaten, bis zum Jahr 2010 einen gemeinsamen europäischen Hochschulraum zu schaffen. Mittlerweile nehmen 45 europäische Staaten am sogenannten Bologna-Prozess teil.

Ein Kernelement des Bologna-Prozesses, der als tiefstreichende Hochschulreform der vergangenen Jahre gilt, ist die Einführung eines gestuften Studiensystems mit den europaweit vergleichbaren Abschlüssen Bachelor und Master. Bis zum Jahr 2010

sollen alle Studiengänge auf die neue Studienstruktur umgestellt sein. Im Wintersemester 2007/2008 waren in Deutschland erstmals die Hälfte aller Studienangebote Bachelor- oder Master-Studiengänge.

### »Bachelors welcome!«

Ein wichtiges Kriterium für die Beurteilung der neuen Studienabschlüsse ist die Beschäftigungsfähigkeit der Absolventen. Dieses Thema wird auf der 2009 in der belgischen Universitätsstadt Leuven stattfindenden Konferenz der Bologna-Teilnehmerländer im Fokus stehen. Die Beschäftigungsfähigkeit ist aus Sicht der Wirtschaft eines der zentralen Elemente der neuen Studienabschlüsse, von der ihre Akzeptanz abhängt. Vor allem in der Anfangsphase wurden Sorgen laut, durch die Umstellung könne Qualität verloren gehen oder die Umstellung würde nicht genutzt werden, um die Studieninhalte zu überarbeiten und den Erfordernissen des Arbeitsmarktes Rechnung zu tragen.



Dr. Thorsten Lang

ist seit 2005 Senior Researcher bei der »Institut der deutschen Wirtschaft Köln Consult GmbH« und dort für Studien im Bereich Strukturwandel und Bildung verantwortlich. Der promovierte Volkswirt war zuvor in der Hochschulforschung bei der »HIS Hochschul-Informationssystem GmbH« tätig.

Da mittlerweile viele Anregungen der Wirtschaft aufgenommen worden sind, bleibt zu erwarten, dass die Unternehmen den künftigen Bachelor- und Master-Absolventen Akzeptanz entgegenbringen. In ihren Erklärungen »Bachelors welcome!« und »More Bachelors and Masters welcome!« bekannte sich die Mehrheit der führenden deutschen Unternehmen zu Bachelor und Master. Die Unternehmen kündigten an, den Bachelor-Absolventen attraktive Eintrittschancen zu bieten. Zudem forderten sie eine schnelle und konsequente Umsetzung der neuen Studienstruktur sowie die zügige Abschaffung der alten Abschlüsse.

Von Anfang an ist der Bologna-Prozess von Umfragen begleitet worden. Neben den Studierenden und anderen Akteuren wurden immer wieder auch Unternehmen zu Bachelor und Master befragt. War zu Beginn der Kenntnisstand über die neuen Strukturen im Fokus der Befragungen, rücken nun immer mehr die Erwartungen und die mit den neuen Studienabschlüssen gemachten Erfahrungen in den Vordergrund.

### Ausreichend qualifiziert

Es zeigt sich, dass Master-Absolventen in den Umfragen meist Universitätsabsolventen mit traditionellem Abschluss gleichgestellt werden. Unsicherheit hat sich zu Beginn dagegen bei der Einordnung der Bachelor-Absolventen gezeigt. So wurden den Bachelors zu Beginn des Umstellungsprozesses von den Firmen noch schlechtere Einstellungschancen als den Universitätsabsolventen mit Diplom-Abschluss eingeräumt. Gleichzeitig herrschte Skepsis hinsichtlich der Qualität der neuen Bachelor-Abschlüsse. Mit der Zeit ließ diese nach, und auch die Einstellungschancen verbesserten sich deutlich. Der Bachelor-Abschluss wird heute als vollwertiger Hochschulabschluss anerkannt. Allerdings wird er häufig mit dem FH-Diplom verglichen und gehaltstechnisch entsprechend eingeordnet. Trotz der Akzeptanz wollen die Unternehmen die Leistungsfähigkeit der neuen Absolventen genau beobachten.

Eine im Sommer 2007 im Auftrag des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) von der IW Consult GmbH durchgeführte Befragung befasst sich mit den Erfahrungen der Unternehmen mit Bachelor-Absolventen. Da diese häufiger in großen Betrieben zu finden sind, konnten nur die Erfahrungen von Firmen ab 250 Mitarbeitern ausgewertet werden. Die Mehrheit der Unternehmen gab an, durch die Einführung des Bachelor sei das Studium stärker praxisorientiert. Außerdem böten die neuen Studiengänge eine höhere Transparenz und führten zu jüngeren Absolventen. Keine Mehrheit fand dagegen die Aussage, die neuen Studiengänge böten ein differenzierteres Kompetenzspektrum. Insgesamt halten die befragten Unternehmen die Qualifikation der Bachelor-Absolventen für ausreichend. Vor allem die erworbenen analytischen Fähigkeiten werden als völlig ausreichend bewertet.

Dagegen werden die Breite des fachlichen Wissens und der Praxisanteil im Studium für weniger ausreichend gehalten – trotz der festgestellten stärkeren Praxisorientierung. Vor allem die Aussage zur fachlichen Breite des Studiums stimmt skeptisch, da in vorherigen Befragungen vom Bachelorstudium eine eher generalistische und damit breite fachliche Ausbildung erwartet wurde. Unternehmen ohne Erfahrungen mit Bachelor-Absolventen sind hinsichtlich der fachlichen Breite des Studiums und des Praxisanteils deutlich optimistischer in ihren Erwartungen, während sie den Bachelor-Absolventen weniger ausreichende analytische Fähigkeiten zutrauen.

Auf dem Arbeitsmarkt sind für die Bachelor-Absolventen keine speziellen Positionen geschaffen worden. Vielmehr richtet sich die Einstiegsposition nach der individuellen Qualifikation der

»Der Bachelor-Abschluss wird heute als vollwertiger Hochschulabschluss anerkannt. Allerdings wird er häufig mit dem FH-Diplom verglichen und gehaltstechnisch entsprechend eingeordnet.«

Bewerber. Auch in diesen Erfahrungen spiegeln sich die Einschätzungen vieler Unternehmen aus früheren Befragungen wider, nach denen die Einsetzbarkeit im Unternehmen weniger vom akademischen Grad als von der Persönlichkeit und dem Wissen der Bewerber abhängt. Die Befürchtung, Bachelor-Absolventen könnten inadäquat eingesetzt werden, bestätigt sich für die befragten Unternehmen ab 250 Mitarbeiter nicht. Dort konkurrieren die Bachelor vor allem mit Absolventen der Diplomstudiengänge, nicht jedoch mit Bewerbern mit einschlägiger Berufsausbildung oder Meister-, Techniker- und Fachschulabschlüssen. Zugleich stehen die Bachelor-Absolventen seltener mit Master-Absolventen im Wettbewerb. Hier kommt der Charakter der gestuften Abschlüsse zur Geltung, der zu einer unterschiedlich wahrgenommenen Wertigkeit des Bachelor- und Master-Abschlusses führt.

Insgesamt zeigt sich in der Befragung eine Akzeptanz der neuen Studienabschlüsse von Seiten der Wirtschaft. Sie geht eher pragmatisch damit um, indem sie sich weniger auf den akademischen Grad fixiert, sondern die Beschäftigungsfähigkeit der Bachelor-Absolventen in den Vordergrund rückt. Bleibt die auch in Zukunft erhalten, steht dem Erfolg der neuen gestuften Studienabschlüsse nichts im Wege. Mit Sorge betrachtet die Wirtschaft derzeit allerdings die jüngst festgestellten hohen Abbrecherquoten in den Bachelor-Studiengängen. Hier mahnt sie eine Verbesserung der Hochschullehre und der Studienbedingungen an, um diesem Trend entgegenzuwirken.

Statt Großzügigkeit Disziplinierung und Verschulung: Kontrolle der Anwesenheitspflicht

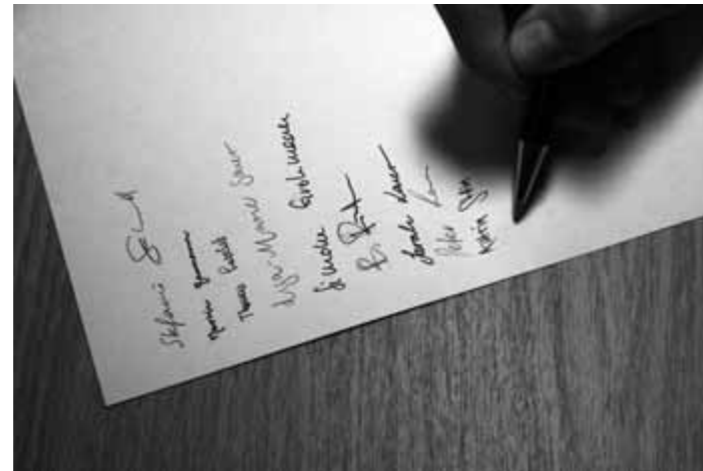


Foto: Soppa

## Bologna als (vertane) Chance für eine Studienreform

Von Martin Winter

Der Bologna-Prozess bot den Universitäten die Chance einer grundlegenden und weitgehend selbstbestimmten Studienreform. Nicht alle haben sie wirklich genutzt: Die unnötig enge Auslegung der Vorgaben ging in vielen Bereichen am ursprünglichen Ziel vorbei. Das hätte auch anders sein können.

Vorab, es geht hier nicht um die norditalienische Stadt, sondern um den europäischen Prozess der Studienstrukturreform, der ihren Namen trägt. Nicht alles daran ist gelungen, wie man bislang so hört und liest (und das sind viele Einzelstimmen, jedoch noch wenige empirische Studien). Vieles ist gut geworden, vieles aber auch nicht. Dabei hätte es eine gute Studienreform werden können. Wenn sie also nicht überall so recht gelungen ist, stellt sich die Frage nach dem Warum.

Das aus meiner Sicht zentrale Argument für Bologna liefert hierzu die Antwort: Die Studienstrukturreform bot den Hochschulen die Chance, ihre Studiengänge neu zu überdenken und neu zu gestalten. Dabei waren sie relativ frei. Sie mussten lediglich einige formale Gestaltungsprinzipien beachten, von denen die meisten durchaus sinnvoll, andere dagegen weniger hilfreich erscheinen. Die beiden wichtigsten sind die Stufung in ein Kurz- und ein Aufbaustudium sowie die Einteilung des Studiums in Module, also die Schaffung von in sich geschlossenen Lehr- und Lerneinheiten.

Wenn man die Freiheit hat, etwas zu verändern, so kann dies zu Verbesserungen oder auch zu »Verschlimmbesserungen«

führen. Von daher war Bologna auch ein Test dafür, wie es die immer selbständiger werdenden Hochschulen tatsächlich schaffen, sich in dem einen ihrer beiden »Kerngeschäfte«, nämlich Studium und Lehre, selbst grundlegend zu reformieren.

Bologna bot die Gelegenheit zu einer substanziellen Studienreform. War diese denn überhaupt nötig? Sicherlich war nicht alles Alte schlecht, und es war naheliegend, dass viele neue Studiengänge auf Bewährtem aufbauten: Physik bleibt Physik, Germanistik Germanistik, könnte man meinen, wobei erstens Fächer sich ja auch selbst verändern (der Forschung sei Dank) und zweitens auch ohne Studienreform danach gefragt werden kann, warum beispielsweise die Abbrecherquoten so hoch ausfallen oder warum ein Studienfach vorwiegend nur für Männer beziehungsweise für Frauen attraktiv zu sein scheint oder warum viele Absolventen keine abschlussadäquaten Arbeitsplätze finden. Was im Einzelfall gut oder schief läuft, das hätte bereits in einer Studienfachevaluation Thema sein können, wie sie an vielen Hochschulen durchgeführt werden. Auf diesen Erkenntnissen wiederum hätte eine substanzielle Studienreform gut aufbauen können.



Martin Winter

ist promovierter Sozialwissenschaftler am Institut für Hochschulforschung (HoF) Wittenberg. Er beschäftigt sich dort mit Fragen der Hochschulentwicklung, Hochschulorganisation, Qualitätssicherung und Studienreform. Von 2004 bis 2007 war er für die Konzeption und Umsetzung der gestuften und der Lehramts-Studiengänge an der Universität Halle-Wittenberg zuständig.

Anstatt die Chance zur weitgehend selbstbestimmten Reform zu ergreifen, sahen viele Hochschulangehörige den erneuten Untergang der Universität gekommen und beklagten den abermaligen Abschied vom Humboldt'schen Bildungsideal. Und was wurde nicht über die formalen Vorgaben gelästert! Der Krampf mit den Modulen, diese Bürokratie der Modulbeschreibungen, das Prokrustes-Bett des Leistungspunktesystems und so fort. Sinn und Zweck dieser formalen Vorgaben zu erkennen, sie großzügig –! – umzusetzen, das ist doch einigen nicht so recht gelungen, wobei eine akribische Akkreditierung dies nicht gerade erleichtert.

Beispiel Leistungspunkte-Berechnung (»ECTS-Credits«): Deren Zweck ist es in erster Linie, bereits bei der Gestaltung der Einzelbausteine des Studiums, der Module, auf zeitliche Studierbarkeit zu achten. Das Studium soll auch tatsächlich in der vorgegebenen Zeit studierbar bleiben, um eben eine Verlängerung der Studiendauer und Studienabbruch zu vermeiden. Eine angemessene und großzügige Umsetzung könnte wie folgt aussehen: nach Gesprächen mit Dozenten und Studenten sehr grob mit sehr vielen Spielräumen (damit auch noch für etwas anderes Muße bleibt) einen Zeitansatz wählen und diesen kurz – in der Modulbeschreibung – begründen. Die tatsächliche Umsetzung lief oftmals auf das Gegenteil hinaus: Möglichst viel Stoff beziehungsweise viele Veranstaltungen wurden in das einzelne Modul gepackt. Dies geschah in manchen Fällen auch, um das alte Diplom, das alte Magister-Studienfach weitgehend in den Bachelor-Studiengang zu pressen.

Beispiel studienbegleitende Modulprüfungen statt Abschlussprüfungen: Sie haben den Vorteil, dass sich die Prüfungslast gleichmäßig über das gesamte Studium verteilen lässt. Eine intelligente Umsetzung wäre maximal eine Prüfung pro Modul – und bitte nicht nur Klausuren! – gewesen. Tatsächlich wurden vielerorts für einzelne Veranstaltungen innerhalb eines Moduls mindestens eine, zumeist mehrere Prüfungen angesetzt. Manchmal könnte man den Eindruck gewinnen, die heimliche Leidenschaft des Hochschullehrers sei die Prüfung und nicht Forschung und Lehre. Weil diese Prüfungen als Leistungskontrolle manch einem immer noch nicht ausreichten, wurde in vielen Modulen zusätzlich eine Anwesenheitspflicht eingeführt. Diese gab es früher auch schon, aber seit Bologna denken wohl viele, dass sie neuerdings zum akademischen Studium dazugehöre. Klagen über eine »Verschulung« des Studiums durch Bologna sind dann eine Sich-selbst-erfüllende-Prophezeiung. In keinem der Kommunikés des Bologna-Prozesses, ja nicht einmal in den Rahmenvorgaben der Kultusministerkonferenz ist die Rede von studentischer Anwesenheitspflicht. Wenn Studenten tatsächlich diese Art von Disziplinierung benötigen sollten, dann müsste dies auch so deutlich gesagt werden – mit Bologna selbst hat dies nichts zu tun.

Die meisten der formalen Vorgaben sind durchaus sinnvoll, aber so wie sie vielerorts realisiert wurden, pervertieren sie

ihr ursprüngliches Ziel: statt verbesserter Studierbarkeit Überfrachtung, statt Prüfungsgleichverteilung Prüfungsdauerstress. Abgesehen von den formalen Vorgaben gab es bei der Reform – und dies war eben ihr großer Pluspunkt – kaum inhaltliche Aspekte zu beachten, die alten Rahmenprüfungsordnungen mussten nicht mehr berücksichtigt werden. Im Zentrum der Diskussion stand (und steht immer noch) das Studienziel der Beschäftigungsfähigkeit. Aber auch hier kann die Debatte etwas gelassener betrachtet werden. Zum einen war »Berufsqualifizierung« oder »Vorbereitung auf ein berufliches Tätigkeitsfeld« schon immer eine hochschulgesetzliche Vorgabe. Zum anderen ermahnt sie vor allem zu einer bewussteren Zielorientierung: Die Studiengangsgestalter sollten die Studienziele klar bestimmen, sich darüber Gedanken machen und auch nachforschen, vielleicht auch auf Basis von Absolventenverbleibstudien, was aus den Studenten denn so geworden ist beziehungsweise werden kann und werden sollte, und dies dann auch – etwa in der Studiensatzung – festhalten. Dass dies in Zeiten eines permanent in Bewegung befindlichen Arbeitsmarktes und einer schnellen technologischen wie sozialen Entwicklung nicht unbedingt auf nur ein festes Berufsbild hinauslaufen sollte, liegt auf der Hand. Wenn die Studienziele feststehen, kann festgelegt werden, was die Studierenden nach jedem einzelnen Modul dazu gelernt haben sollten, um am Ende diese Studienziele auch zu erreichen. Zu dieser Ergebnisorientierung (»outcome«) zwingt die Modularisierung – und darin liegt ein wesentlicher Fortschritt dieser Reform.

### Einheitliche Vorgaben

Die inhaltliche Ausgestaltung der Studiengänge ist an einer mittelgroßen bis großen Universität weitgehend den Fächern überlassen. Für die gesamtuniversitären Entscheidungsorgane bleiben damit aber auch noch viele gewichtige Aufgaben: Erstens ist ein hochschulweites Studiensystem mit einheitlichen formalen Vorgaben (und auch Formularen wie Modulbeschreibungen, *Diploma Supplements*, *Transcript of Records* und so weiter) einzuführen. Von großem Vorteil ist auch ein einheitliches Raster für die Modulgrößen (empfohlen werden fünf, zehn, 15 Leistungspunkte), so dass ein Austausch von Modulen zwischen den Instituten möglich ist. Dies ist aber nur durchzuhalten, wenn entsprechend großzügig mit der Berechnung der Leistungspunkte umgegangen wird. Als sehr sinnvoll haben sich ferner einheitliche Größen für Studienfächer (beispielsweise 60, 90, 120, 180 Leistungspunkte im Bachelor) herausgestellt, damit weiterhin zwei oder mehr Fächer in einem Studiengang frei kombiniert werden können – analog zum Magister. Dies ist gerade an einer Universität mit vielen kleinen und mittelgroßen Fächern, die keine eigenständigen Studiengänge anbieten können, von großem Belang. Derartige formale Vorgaben bieten folglich die Gewähr dafür, dass die Studienreform »alla bolognese« auch universitätsverträglich gelingen kann.



Prof. Stefanie Gropper ist Prorektorin für Studium und Lehre und damit für die Studienreform und die Bachelor-Master-Umstellung federführend in der Universitätsleitung zuständig. Sie lehrt seit 1995 Skandinavistik an der Universität Tübingen.

Foto: Klierfilm

## »Uns holen die eigentlich alten Probleme ein«

Der Bologna-Prozess fördert Missstände zu Tage, die schon lange auf eine Lösung gewartet haben. So sieht es Stefanie Gropper. Die *attempto!*-Redaktion fragte die Tübinger Prorektorin nach ihrer persönlichen Bologna-Bilanz.

**attempto!:** Zur Zeit wird immer wieder massiv Kritik an der Umsetzung des Bologna-Prozesses geäußert, zuletzt vom Deutschen Hochschulverband. Wie lautet Ihr persönliches Fazit als für die Studienreform in Tübingen zuständige Prorektorin?

Gropper: Ich denke, dass dem Bologna-Prozess für vieles die Schuld zugeschoben wird, wofür er gar nicht verantwortlich ist. Gerade bei einer Umstrukturierung wie der Studienreform kommen auch alte Probleme zu Tage, die es schon lange gibt, die man aber immer wieder unter den Teppich gekehrt hat. Beispielsweise die mangelnde Kapazität der kleinen Fächer oder die Tatsache, dass es auch in den Magisterstudiengängen schon feste Regelstudienzeiten gab, für deren Nichteinhaltung aber die Studierenden verantwortlich gemacht wurden – und nicht die fehlende Lehrkapazität oder die Strukturierung der Studiengänge. Jetzt müssen wir aber die Studierbarkeit der Studiengänge und die dafür notwendige Kapazität nachweisen, und damit holen uns diese eigentlich alten Probleme ein.

**Und wie sieht die Bilanz für Tübingen aus?**

Nach einem holprigen Anfang sind wir jetzt auf einem ganz guten Wege. Es hat sich ein Grundmodell für die Geisteswissenschaften und eines für die Naturwissenschaften heraus-

kristallisiert. Entsprechend haben wir Eckpunkte papiert formuliert, die den Verantwortlichen hilfreiche Empfehlungen geben. Inzwischen wurde hier ein Knowhow entwickelt, wie ein neu konzipierter Studiengang funktionieren kann.

**Als Kritikpunkt wird oft geäußert, dass in den Bachelor-Studiengängen zu viel Stoff verlangt wird und zu viel Prüfungsstress entsteht. Für die Studierenden gibt es so keine Freiräume mehr, ihre eigenen Interessen zu verfolgen und unter Anleitung selbst wissenschaftlich zu arbeiten.**

In Deutschland kann man sich nur schwer mit der Tatsache anfreunden, dass der Bachelor ja nur ein erster Studienabschluss ist, der nicht auf dem gleichen Niveau wie Magister oder Diplom sein kann. Man hat deshalb vielerorts, auch in Tübingen, versucht, alles das in den Bachelor-Studiengang zu packen, was bisher im Magister-Studiengang enthalten war, und das ist natürlich viel zu viel. Es wurde zu sehr aus der Perspektive der alten Studiengänge konzipiert mit dem Bestreben zu retten, was zu retten ist. Dadurch wurden die Bachelor-Studiengänge zu sehr überfrachtet. Außerdem ist die Zahl der Einzelprüfungen zu hoch, die alle in die Endnote eingehen sollen. Das ist nicht nur für die Studierenden, sondern auch für die Prüfenden eine zu hohe Belastung. Man hat das

aber erkannt, und es wird besser werden, indem man beispielsweise mehrere Lehrveranstaltungen zusammen – in Form einer Modulprüfung – abprüft.

**Wie steht es mit der Mobilität der Studierenden aus? Tübingen war stolz, dass viele seiner Studierenden auch ins Ausland gehen. Was ist davon übrig geblieben?**

Auch das ist nicht dem Bologna-Prozess anzulasten, dieser sieht ja gerade programmatisch eine erleichterte Mobilität vor. Es liegt an uns. Wir machen es durch unsere rigiden Studienordnungen den Studierenden unmöglich, ins Ausland zu gehen. Wenn wir flexibler in der Anrechnung von im Ausland erbrachten Leistungen wären, dann wäre es kein Problem. In meinem Fach, der Skandinavistik, gehen nach wie vor sehr viele Studierende ins Ausland. Das liegt auch daran, dass ich mit ihnen ausführlich bespreche, was sie dort machen sollen. Wenn die Vorschriften im Hinblick auf Inhalt und Format der Lehrveranstaltungen zu detailliert sind, ist es natürlich enorm schwierig, eine entsprechend äquivalente Lehrveranstaltung an der Gastuniversität zu finden. Wenn wir aber gemeinsam besprechen, auf welchem Gebiet und mit welchem Niveau die Studierenden Veranstaltungen besuchen sollen, liegt darin auch eine Chance, dass sie Gebrauch von einem Angebot machen, das es bei uns gar nicht gibt.

**Wird man Lehren ziehen aus der Überfrachtung und der zu rigiden Ausgestaltung einzelner Studiengänge?**

Ja. In verschiedenen Studiengängen wurde eine erste Bilanz gezogen, aus der Änderungen der Studienordnungen resultieren. Wir streben mittelfristig an, von dem strikten Modell sechs Semester Bachelor und vier Semester Master wegzukommen. Wir wollen den Fächern zu bedenken geben, dass es vielleicht sinnvoller sein kann, ein achtsemestriges Bachelor-Studium anzubieten. Dann ist ein Auslandssemester auch leichter einzubauen im Sinne eines Mobilitätsfensters.

**Wird das von den Fächern autonom entschieden werden oder soll der vierjährige Bachelor flächendeckend eingeführt werden?**

Gerade für Kombinationsstudiengänge muss er flächendeckend eingeführt werden: Man kann nicht ein achtsemestriges Bachelor-Studium in einem Fach mit einem sechssemestrigem in einem anderen kombinieren. Da müssen sich die Fächer schon absprechen. Ich glaube aber, dass das Interesse an dem achtsemestrigem Bachelor sehr groß ist. Im Eifer des Gefechts sind wir doch anfangs von einem Extrem ins andere verfallen. Die Magister-Studiengänge waren geprägt von sehr großer Freiheit, und in den Bachelor-Studiengängen schreiben wir jetzt exakt vor, was gemacht werden muss. Das muss sich mit der Zeit lockern, und wir werden ein gesundes Mittelmaß erreichen.

**Wenn diese Reform der Reform greifen wird, werden irgendwann Bachelor-Absolventen mit dreijährigem und vierjährigem Studium nebeneinander auf dem Arbeitsmarkt sein. Haben dann nicht die mit dem dreijährigen Bachelor das Nachsehen?**

Nein, denn mit dem sogenannten *Diploma Supplement* wird genau ausgewiesen, was jemand studiert hat. Das ist dann viel aussagekräftiger als früher: Die Arbeitgeber wissen, wie viel und was ein Student studiert hat. Bisher wussten die Arbeitgeber nur, dass ein Diplom oder Magister eine Regelstudienzeit von beispielsweise neun Semestern hat. Wenn nun jemand 14 Semester studiert hat, war es für die Arbeitgeber nicht transparent, ob das einen Mehrwert bedeutet oder ob der Absolvent einfach länger gebraucht hat, um die Mindestanforderungen zu erreichen. Beim Konzipieren der Masterstudiengänge müssen wir allerdings darauf achten, dass wir Einstiegsmöglichkeiten sowohl für Absolventen mit dem dreijährigen als auch mit dem vierjährigen Bachelorabschluss anbieten.

**Stichwort Übergang Bachelor – Master: Der Deutsche Hochschulverband fordert ja den Masterabschluss als Regelabschluss für 70 bis 80 Prozent der Studierenden. Ist das realistisch?**

Im Moment gibt es keine Probleme, alle Interessenten in die Masterstudiengänge aufzunehmen, die die Zulassungsvoraussetzungen erfüllen. Das liegt aber auch daran, dass es noch nicht so viele Bachelor-Absolventen in Deutschland gibt. Man muss abwarten, wie sich die Studierenden auf Dauer entscheiden werden. Die Absolventen erwerben ja mit dem Bachelor einen ersten berufsqualifizierenden Abschluss. Wenn dann tatsächlich die große Mehrheit einen Masterabschluss anstrebt, muss dies nicht unmittelbar nach dem Bachelor geschehen. Wir sind in Deutschland im internationalen Vergleich sehr rückständig, weil wir den Master immer noch im Wesentlichen als konsekutiven Studiengang begreifen, statt ihn auch als Weiterbildungsabschluss zu akzeptieren. Die Bachelor-Absolventen können ja auch eine Zeit lang in den Beruf gehen und dann wieder an die Universität zurückkehren, um den Master zu machen, eventuell auch berufsbegleitend. Dafür müssten wir verstärkt Angebote ausbauen.

**Sie glauben also nicht, dass der Deutsche Hochschulverband mit seinen Forderungen nach einem Moratorium des Bologna-Prozesses Erfolg haben wird?**

Es führt kein Weg zurück zu den alten Studiengängen. Es war höchste Zeit, dass wir uns Gedanken über unser Studiensystem machen. Natürlich sind wir noch nicht am Ziel und müssen unsere Studiengänge weiter ständig verbessern.

Das Gespräch führte Michael Seifert.



# Wie sich das junge Gehirn reorganisieren kann

Tübinger Kinderneurologie erforscht Plastizität im geschädigten Kindergehirn



Foto: Förder

Balancieren – für gesunde Kinder eine leichte Übung. Wenn aber das Gehirn während seiner Entwicklung geschädigt wurde, sieht das anders aus. Ein Forschungsprojekt an der Kinderklinik untersucht, inwieweit sich das kindliche Gehirn nach solchen Schädigungen neu organisieren kann.

Welche Möglichkeiten haben Kindergehirne nach einer Schädigung, verloren gegangene Funktionen zu ersetzen? Dieser Frage geht ein Forschungsprojekt an der Universitätskinderklinik nach. Es ist Teil des Sonderforschungsbereichs 550 zum Thema »Erkennen, Lokalisieren, Handeln: Neurokognitive Mechanismen und ihre Flexibilität«. »Wir untersuchen die Krankheitsbilder von Gehirnschäden bei Kindern, die in der Schwangerschaft, während oder kurz nach der Geburt entstanden sind«, erklärt Prof. Ingeborg Krägeloh-Mann von der Abteilung Neuropädiatrie, Entwicklungsneurologie und Sozialpädiatrie.

Solche Schäden im Gehirn entstehen etwa durch Blutungen, Gefäßverschlüsse oder Infektionen. Sie passieren oft unbemerkt und zeigen sich erst einige Zeit nach der Geburt als Fehlfunktion des Gehirns. »Wir möchten die Möglichkeiten beziehungsweise Grenzen

der Reorganisationsfähigkeit des jungen Gehirns verstehen«, erklärt Ingeborg Krägeloh-Mann. Dabei arbeiten die Wissenschaftler eng mit der Tübinger Neuroradiologie und Neuropsychologie zusammen. Neben der Frage, mit welchen Mechanismen es das junge Gehirn im Unterschied zum älteren schafft, Schädigungen zu kompensieren, interessieren auch die Voraussetzungen, unter denen diese »Reparatur« überhaupt möglich ist: Wo muss der Schaden sein, damit er ausgeglichen werden kann? Wie lange danach kann das Gehirn ihn noch ausgleichen? Wie gut kann er repariert werden?

Um diese Fragen zu beantworten, untersucht man Kinder und Jugendliche, bei denen lediglich eine Gehirnhälfte geschädigt ist. Dadurch kann man feststellen, wie die andere Gehirnhälfte auf diese Beeinträchtigung reagiert. Von Interesse sind die sprachlichen und mo-

torischen Funktionen des Gehirns wie beispielsweise bei einer in der Klinik untersuchten Patientin. Die Aufnahme ihres Gehirns zeigt in der linken Hälfte einen großen dunklen Fleck. Eine Gehirnblutung des Fötus zerstörte an dieser Stelle das Zellgewebe. Dort sind normalerweise sprachliche und auch motorische Fähigkeiten verankert. Erstaunlicherweise ist der heute 22-jährigen Frau davon kaum etwas anzumerken. Sie hat Abitur gemacht, studiert jetzt, und lediglich ihre rechte Hand ist in der Bewegungsfähigkeit etwas eingeschränkt. Ingeborg Krägeloh-Mann: »Das Mädchen hat eine linkshemiphrische Schädigung, die sie motorisch zum Teil und sprachlich im Alltag vollständig ausgleichen kann.« Die Erklärung dafür ist, dass die rechte Gehirnhälfte die Fehlfunktion der linken fast ganz ausgleicht.

## Je früher, desto besser

Wie die Tübinger Kinderneurologen inzwischen herausgefunden haben, kann das Gehirn Ausfälle im motorischen System besser kompensieren, je früher in der Schwangerschaft der Schaden passiert ist. Am besten stehen die Chancen für eine Kompensation motorischer Ausfälle generell vor der Geburt: »Mit und nach der Geburt ist die Plastizität fürs motorische System deutlich eingeschränkt«, so die Wissenschaftlerin. Anders sieht es mit den sprachlichen Fähigkeiten aus: »Wahrscheinlich können hier Schäden der linken Gehirnhälfte, die selbst noch nach der Geburt entstehen, ausgeglichen werden. Eine deutliche Grenze für Plastizität gibt es vermutlich bei Gehirnschäden, die beide Gehirnhälften an der gleichen Stelle betreffen, da die gesunde Hemisphäre zum Ausgleich damit nicht mehr zur Verfügung steht.« Noch sind nicht alle Fragen beantwortet, die sich die Wissenschaftler in diesem Forschungsprojekt stellen. Zum Beispiel möchten sie auch herausfinden, wo die Altersgrenze für den Ausgleich sprachlicher Probleme liegt, was das Gehirn bei Schädigung beider Gehirnhälften noch repariert oder mit welchen Therapien man dessen Reorganisationsfähigkeit unterstützen kann. Der Antrag auf eine Förderung des Projekts auf weitere vier Jahre bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft ist bereits gestellt. FÖR

# Wichtig war es, mobil, flexibel und juristisch kompetent zu sein

Jüdisches Leben im Südwestdeutschland der Frühen Neuzeit

Die Juden in Deutschland wurden im 15. Jahrhundert aus fast allen Reichsstädten ausgewiesen, in Schwaben zum Beispiel aus Augsburg, Schwäbisch Gmünd, Reutlingen und Ulm. Das heutige Baden-Württemberg war damals in rund 300 Einzelstaaten zerteilt. »In manchen der bisweilen sehr kleinen Länder haben die Juden damals noch Aufnahme gefunden, etwa in den Grafschaften Hohenzollern und in Vorderösterreich, in Württemberg allerdings nicht«, berichtet Dr. Stefan Lang, dessen Doktorarbeit den Titel trägt: »Ausgrenzung und Koexistenz. Judenpolitik und jüdisches Leben in Württemberg und im »Land zu Schwaben« (1492 – 1650)«. Lang hat seine Dissertation am Institut für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen geschrieben und dafür dieses Jahr den Dr. Leopold-Lucas-Nachwuchswissenschaftler-Preis erhalten. »Über diesen Preis habe ich mich besonders gefreut, weil er auf einen jüdischen Gelehrten zurückgeht und ich zur jüdischen Kultur im Laufe der Arbeit eine eigene Beziehung entwickelt habe«, sagt Lang.

## Befristete Duldung

Die Juden seien im 15. bis 17. Jahrhundert überwiegend wegen ihrer Religion ausgegrenzt worden. »Das lag zwangsläufig am Absolutheitsanspruch auch der christlichen Religion«, erklärt Lang. Gerade in Kleinadels-territorien, die manchmal nur aus einem Schloss und zwei Dörfern bestanden, habe man die Juden jedoch teilweise geduldet, weil sich die Herren zusätzliche Einkünfte oder ein Ankurbeln der Wirtschaft versprachen. Die Juden waren vor allem Händler oder Geldverleiher, ganz selten Handwerker. Gegen Zahlung eines Schutzgelds wurden sie, meistens auf fünf oder zehn Jahre befristet, aufgenommen. Im dörflichen Alltag seien die Juden in gewissem Sinn in die Gesellschaft integriert gewesen, es habe dort keine Ghettos wie die Judengassen großer Städte gegeben.

»Es spielten viele Faktoren mit hinein, welche Länder die Juden duldeten«, sagt der Historiker. Zum Beispiel seien Juden in der Reichsstadt Esslingen ab 1529 recht willkommen gewesen, als die Bürger dringend Kredite brauchten. Unter württembergischem Druck



Foto: Eberhardt

Stefan Lang – hier vor dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart – hat viele Quellen durchforstet, um mehr über das Leben der Juden im 15. bis 17. Jahrhundert in Südwestdeutschland zu erfahren. Seine Dissertation wurde mit dem Dr. Leopold-Lucas-Nachwuchswissenschaftler-Preis ausgezeichnet.

seien die Juden dann aber 1544 wieder ausgewiesen worden. »Beliebte Juden bekamen eine Art Empfehlungsschreiben mit.« Lang schätzt, dass im Südwesten weniger als ein Prozent der Bevölkerung jüdisch war. »Im Raum Schwaben waren es insgesamt vielleicht tausend bis zweitausend Menschen.« Für seine Arbeit hat der Historiker Dokumente in rund einem Dutzend Archiven in Baden-Württemberg und Österreich zusammengesucht. Unter den Quellen, von denen viele bisher nicht veröffentlicht waren, sind zum Beispiel Akten, Urkunden, Stadtprotokolle, Schutzbriefe für Juden, Prozessberichte und Predigtsammlungen. »In die alten Quellen findet man sich hinein«, sagt Stefan Lang. Eine ordentliche Kanzleischrift zu lesen sei kein Problem, aber »einige württembergische Herzöge hatten schon eine schlimme Sauklau«. Die Arbeit an Originalquellen macht dem 30-Jährigen Spaß. Er hat sich für eine Ausbildung zum Archivar im höheren Dienst entschieden, die er im kommenden Jahr abschließen wird.

Man dürfe sich »die Juden« der Frühen Neuzeit nicht als homogene Gruppe vorstellen, sagt der Historiker. Eine kleine jüdische Oberschicht habe recht gute Kontakte zu den Regierenden gehabt, genoss einen bestimmten kaiserlichen Schutz. Ganz anders lebten die

»Betteljuden«, die höchstens Hausierhandel betrieben und kaum über das Existenzminimum verfügten. »Sie kommen in den Quellen selten vor, häufig nur, wenn sie straffällig wurden«, sagt Lang. Die Bevölkerung sei damals insgesamt mobiler gewesen als heute vorstellbar, die Juden dabei besonders. »Sie waren schnell bereit, umzuziehen im schwäbisch-pfälzisch-fränkischen Raum, aber ebenso nach Italien. Es gab enge Kontakte zur großen jüdischen Gemeinde von Venedig, auch Osteuropa war eine Option.« Lang hat die Wege einiger Familien verfolgt, die drei bis vier Mal im Leben ihren Standort gewechselt haben. Gegen Ausweisungen, Übergriffe oder säumige Schuldner haben sich die Juden durchaus selbstbewusst gewehrt und die juristischen Möglichkeiten der Zeit ausgeschöpft. Zum Beispiel am kaiserlichen Hofgericht in Rottweil oder am Reichskammergericht wurden Juden und Christen quasi gleichberechtigt behandelt. »Um in dieser Zeit als Jude gut überleben zu können, waren Mobilität, wirtschaftliche Flexibilität und juristische Kompetenz wichtig«, sagt Stefan Lang zusammenfassend. JE

Stefan Lang: Ausgrenzung und Koexistenz – Judenpolitik und jüdisches Leben in Württemberg und im »Land zu Schwaben« (1492 – 1650). Jan Thorbecke-Verlag (Herbst/Winter 2008/09)

# Weltweit größtes Erdgasvorkommen erschließen

Geowissenschaftler erkunden in Oman Gesteinsschichten, die eigentlich in Katar liegen



Von der Firma Shell finanzierte Auftragsforschung der Tübinger Geowissenschaftler in den »Oman Mountains«: Die Landrover (rechts) bringen die Forscher in das Gebirge, wo mit Hilfe von GPS digital Daten erhoben werden (links). Sie sollen Auskunft über die geologische Struktur des weltweit größten Erdgasfeldes in Katar geben.

Kann man Gesteinsschichten erforschen, die gar nicht vor Ort sind? Das aktuelle Forschungsprojekt der Tübinger Geowissenschaftler unter Leitung von Prof. Thomas Aigner zeigt, wie das geht. Im Auftrag und mit Unterstützung der Firma Shell untersucht er gemeinsam mit einem Team von Diplomanden und einem Doktoranden den Aufbau der Gesteinsschichten der »Oman Mountains« im Norden des Sultanats Oman. Eigentlich möchten die Geologen ein Erdgasfeld, das »North Field«, im Emirat Katar erforschen. Dieses liegt aber vor der Küste im Meer, in circa 3000 Meter Tiefe unter dem Arabischen Golf, ist also nur schwer zugänglich. Darum arbeiten die Wissenschaftler in Oman, denn die Gesteinsschichten an beiden Orten sind, was Aufbau und Entstehung angeht, völlig gleich.

Das Interesse des Auftrag- und Geldgebers Shell ist es, durch die Forschungsarbeit der Tübinger mit möglichst wenig Aufwand möglichst viel Erdgas in Katar zu gewinnen. Denn das »North Field« mit einer Ausdehnung von 6000 Quadratkilometern ist das weltweit größte Erdgasfeld. »Es enthält 35 000 Kubikmeter Erdgas, das sind 19 Prozent aller Welt-Erdgasreserven«, erklärt Thomas Aigner. Und welches Interesse hat die Wissenschaft an diesem Projekt? »Es ist eine Win-Win-Situation für alle: Wir betreiben anwendungsre-

levante Forschung, die finanziert wird. Die Studierenden sind mit einem aktuellen Thema konfrontiert, können ihr Wissen gleich anwenden und haben hinterher optimale Jobaussichten. Sie lernen neueste Technologien kennen und haben Zugriff auf Industriedaten. Das sind Informationen, an die Unis sonst nicht rankommen«, so Thomas Aigner. Das Projekt, das im Oktober 2007 startete und auf drei Jahre angelegt ist, wird komplett von Shell finanziert. Zum Beispiel auch die Landrover, mit denen die Wissenschaftler in den Bergen unterwegs sind. Ein Fahrzeug inklusive Fahrer kostet am Tag 300 Euro.

## Das Buch der Erdgeschichte

Ziel der Forschung ist es, ein dreidimensionales Bild der geologischen Struktur des Untergrunds im Gebirge von Oman beziehungsweise Katar zu gewinnen. Die Wissenschaftler haben es dabei mit einem porösen, zerlappten, schwammähnlichen Gebilde aus Stein zu tun. Zum Beispiel mit Hilfe von Schallwellen erforschen sie dessen tiefere Schichten. Aus den gewonnenen Daten werden dreidimensionale Computermodelle erstellt, um zu verstehen, wie Struktur und Geometrie des »North Field« aussehen. »Oman ist ein Geschenk des Himmels. Hier liegt das Buch der Erdgeschichte aufgeblättert vor einem«, schwärmt der Geologe Aigner. Weil es keine Vegetation gibt,

haben die Geowissenschaftler alle Gesteinsschichten direkt vor Augen.

Ihre Daten im Gelände sammeln sie digital: Die geologischen Befunde werden registriert, mit Hilfe des Navigationssystems GPS (Global Positioning System) geortet und später im Computer dreidimensional dargestellt: »So entsteht eine Art dreidimensionale Landkarte des Gesteinsaufbaus«, erklärt der ehemalige Shell-Mitarbeiter Aigner. Nach einem halben Jahr Geländeforschung konnten die Geologen bereits ein Computermodell eines zwei mal zwei Kilometer großen Geländes erstellen. Ihr Ziel ist, immer größere Flächen auf dem Computer darzustellen. Je mehr Daten über die Struktur des Gebirges bekannt sind, desto erfolgreicher kann das Erdgas gefördert werden.

Daran hat Shell natürlich auch ein wirtschaftliches Interesse. Eine Bohrung kostet die Firma ungefähr 50 Millionen Dollar, weiß Thomas Aigner. Auch unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit sind zielgenaue Bohrungen sinnvoll. Das Erdgas liegt nämlich nicht in großen »Blasen« unter der Erde, sondern ist fein verteilt im löcherigen Gestein eingelagert. Um es optimal zu fördern, sind möglichst exakte Darstellungen des Untergrunds notwendig, quasi unterirdische Landkarten: »Die moderne Geologie ist eine Geologie des Untergrunds, kein Steine klopfen«, stellt Thomas Aigner klar. FÖR

Fotos: Aigner

**AutoTechnikService vom Feinsten**

**FORMEL REIFF**

- Rädereinlagerung
- Terminservice
- Reifen- und Felgenangebote von namhaften Herstellern
- Kfz-Instandsetzung – Auspuff, Bremsen, Stoßdämpfer, Öl u.v.m.

**REIFF**  
Stark im Norden

72072 Tübingen • Schaffhausenstr. 91  
Tel.: 07071/750880 • Fax: 07071/750880  
E-Mail: rs.tuebingen@reiff-gmbh.de

**www.reiff-reifen.de**

**1** Wirtschaftsförderung Tübingen • WIT

Die WIT - Drehscheibe, Netzwerk, Anlaufstelle

Die WIT unterstützt und entwickelt den Wirtschaftsstandort Tübingen.

Die WIT ist kompetenter Ansprechpartner für Unternehmen, die sich neu gründen oder ihre Ansiedlung in Tübingen planen, und erste Adresse für die Vermittlung von Laden-, Büro- und sonstigen Gewerbeflächen.

Die WIT entwickelt Gewerbebrachen zu innerstädtischen Wohnquartieren und Mischgebieten. Dabei übernimmt sie vom Erwerb der Areale über die Planung bis zur Vermarktung von Gebäuden und Baugrundstücken eine Vielzahl von Aufgaben.

WIT Wirtschaftsförderungsgesellschaft Tübingen mbH  
Poststraße 12 • 72072 Tübingen  
Tel: 07071 91 70 70 • Fax: 07071 91 70 75  
eMail wit@tuebingen-wit.de  
http://www.tuebingen-wit.de

## Ingrid Hornberger-Hiller RECHTSANWÄLTIN

**Tätigkeitsschwerpunkte:**  
Vertragsrecht · Arbeitsrecht · Familienrecht · Markenrecht

Stöcklestr. 20, 72070 Tübingen  
www.hornberger-hiller.de, Telefax 07071 410 808

**Telefon 07071 44515**

# Die Moleküle, die Nervenfasern lenken

Emmy Noether-Stipendiat Bernd Knöll erforscht, wie sich die Zellen im Gehirn vernetzen



Bernd Knöll hat mit einem Stipendium im Emmy Noether-Programm eine eigene Forschergruppe auf dem Gebiet der Entwicklungsneurobiologie aufgebaut.

Das Gehirn besteht aus Milliarden von Nervenzellen. Doch selbst in dieser riesigen Zahl könnten die Nervenzellen nur wenig leisten, wenn sie nicht miteinander kommunizieren könnten. Die Verbindungen stellen die sogenannten Nervenfasern her, die aus den Nervenzellen auswachsen. Auf welche Signale hin die Fasern zu wachsen beginnen und wie sie ihren Weg in ihr Zielgebiet im Gehirn finden, erforscht der Entwicklungsneurobiologe Dr. Bernd Knöll am Interfakultären Institut für Zellbiologie der Universität Tübingen. Seit 2005 ist er Stipendiat im Emmy Noether-Programm der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und leitet eine unabhängige Forschergruppe mit mehreren Mitarbeitern, die in der Abteilung Molekularbiologie von Prof. Alfred Nordheim angesiedelt ist. Die Verschaltung der Nervenzellen im Gehirn ist ein Prozess, der – beim Menschen wie auch bei der Maus – größtenteils erst nach der Geburt abläuft. Bei Mäusen ist der Prozess im Alter von ein bis zwei Monaten weitgehend abgeschlossen, die Verschaltungen sind dann relativ fix, wobei zeitlebens Modifikationen möglich sind. Bernd Knöll interessiert sich für die Moleküle, die das Wachstum und die Wachstumsrichtung der Nervenfasern beeinflussen, und untersucht vor allem den

Hippocampus, eine Gehirnregion, die auch an Lern- und Gedächtnisprozessen beteiligt ist. Das Hauptaugenmerk liegt dabei auf dem sogenannten Serum Response Faktor (SRF), einem Transkriptionsfaktor, der bestimmte Klassen von Genen ablesen kann. Dazu gehören zum Beispiel auch solche, die mit dem Aufbau des Zellskeletts zu tun haben, dem formgebenden Gerüst der Zelle.

## Einfluss auf Nachbarzellen

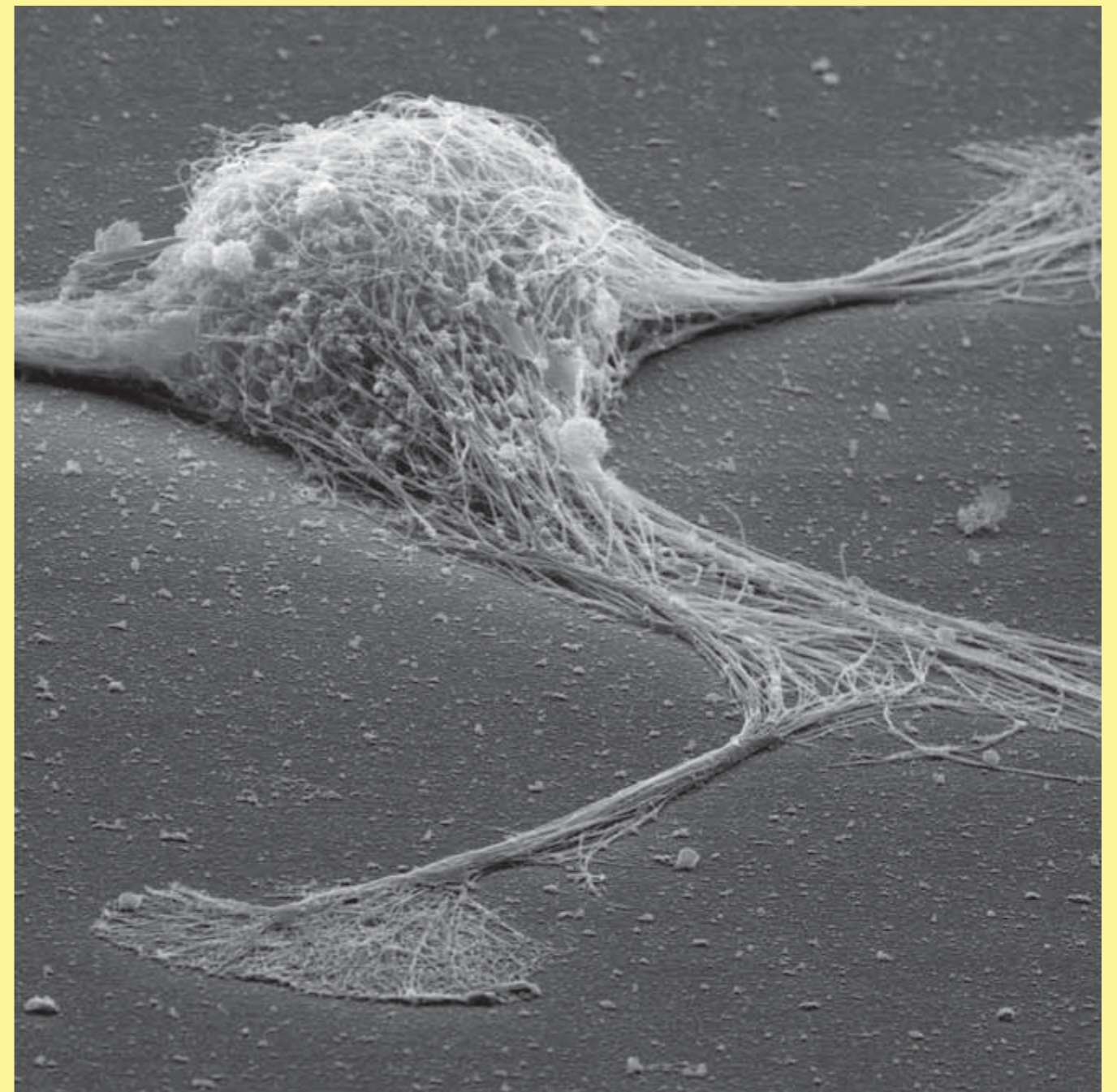
Der Neurobiologe arbeitet mit Mäusen, die durch eine genetische Veränderung SRF nicht mehr bilden können, sogenannten konditionalen SRF-Mutanten. Ohne SRF leiden Mäuse unter Krämpfen und haben Gleichgewichtsprobleme. In der Tat konnte Knöll zeigen, dass sich das Fehlen von SRF negativ auf das Nervenfasernwachstum und die Wegfindung im Hippocampus auswirkt. In Knölls Arbeitsgruppe wird ebenfalls erforscht, welchen möglichen positiven Einfluss SRF auf die Regeneration von geschädigten Nervenfasern haben könnte.

»Durch Zufall haben wir außerdem festgestellt, dass auch die Nachbarzellen der Nervenzellen, sogenannte Gliazellen, anders reagieren, wenn SRF ausgeschaltet ist«, sagt Bernd Knöll. Die Gliazellen sind normaler-

weise dafür zuständig, die langen Nervenfasern mit einer Isolationsschicht zu umgeben. Dadurch können die elektrischen Signale, die zwischen den Nervenzellen unterwegs sind, schneller geleitet werden. Auf den Zusammenhang zwischen SRF und den Gliazellen ist Knöll über einen Ansatz gekommen, der »Transkriptomics« genannt wird. Ein Transkriptom ist eine Art Momentaufnahme, die erkennen lässt, welche Gene in einer Zelle zu einem bestimmten Zeitpunkt angeschaltet sind.

»Wir haben die Transkriptome im Hippocampus von gesunden Mäusen mit denen von Mäusen, die kein SRF bilden können, verglichen«, sagt Knöll. Da das gesamte Erbgut der Maus sequenziert wurde, und auch bei vielen der rund 20 000 Gene bekannt ist, welche Funktionen ihnen zuzuordnen sind, ging die Recherche in Datenbanken weiter. Außerdem hat das Max-Planck-Institut für Molekulare Genetik in Berlin geprüft, welche Gene tatsächlich auch Bindungsstellen für SRF besitzen und über den Faktor direkt reguliert werden können. »Wir waren überrascht, dass eine signifikante Anzahl von Genen mit der Bildung der Isolationsschicht in Verbindung standen – obwohl SRF nur in Nervenzellen ausgeschaltet wurde«, sagt Bernd Knöll. Die nächste Frage sei nun: wie kommunizieren die Nerven- und Gliazellen miteinander? »Vermutlich werden lösliche oder membran-assoziierte Signale, die die Kommunikation zwischen Nerven- und Gliazelle herstellen, durch SRF an- beziehungsweise ausgeschaltet«, sagt Knöll. Er hat bereits einen bestimmten Faktor im Verdacht, der derzeit zell- und molekularbiologisch näher untersucht wird.

Das Emmy Noether-Programm bietet Nachwuchswissenschaftlern wie Bernd Knöll für fünf Jahre eine umfassende finanzielle und personelle Grundausrüstung, die es ermöglicht, eine eigene Arbeitsgruppe aufzubauen und erfolgreich zu forschen. Ein kleiner Nachteil im Vergleich zu manch anderen Förderprogrammen sei, so Knöll, dass bei den Stellen im Emmy Noether-Programm in der Regel bisher noch keine sogenannte *tenure track*-Option vorgesehen ist, die einen Übergang in eine Professur am Ort ermöglicht. JE



So sieht eine Nervenzelle aus, der man die äußere Hülle abgezogen hat. Nun ist das Zellskelett zu erkennen, das der Zelle die Form gibt. Aus dem kugeligen Zellkörper ist nach vorn eine Nervenfaser ausgewachsen. Eine solche Aufnahme erhalten die Wissenschaftler nur im Elektronenmikroskop, denn der Zellkörper misst im Durchmesser nur einige Tausendstel Millimeter. Zum Vergleich: Ein menschliches Haar ist etwa ein Zehntel Millimeter dick.  
© H. Schwarz, J. Berger, B. Knöll

# Damit Aischat in Tübingen studieren kann

Der Verein »Studieren Ohne Grenzen« unterstützt die Ausbildung junger Menschen aus Krisenregionen



Der Tübinger Arbeitskreis Tschetschenien von »Studieren Ohne Grenzen« mit der Stipendiatin Aischat aus Grosny: Katharina Schellhaus, Andreas Hartung, Jakob Wachsmuth, Aischat, Eva Hanau, Alina Gilitschenski (von links nach rechts).

Seit dem 3. Juli ist Aischat in Tübingen. Aischat ist Tschetschenin und hat an der Eberhard Karls Universität zum Wintersemester 2008/2009 ein Studium der Germanistik und Medienwissenschaft begonnen. Ermöglicht hat ihr das der Verein »Studieren Ohne Grenzen« (SOG). Der deutsche Ableger der französischen Organisation »Etudes Sans Frontières« wurde im Oktober 2006 in Konstanz gegründet, von Studierenden aus Konstanz und Tübingen. Eine dritte Ortsgruppe hat sich in Berlin gebildet.

Ziel von »Studieren Ohne Grenzen« ist es, Studierenden »aus Staaten und Regionen, die stark von Krieg und seinen Folgen betroffen sind, bei der Ausübung ihres Studiums zu unterstützen«. Der Verein hat dazu zunächst zwei Projekte in Angriff genommen, eines für Tschetschenien, das andere für den Kongo. Das Projekt Tschetschenien wurde aus Frankreich übernommen und sieht die Finanzierung von Studienaufenthalten für Studierende aus Tschetschenien in Deutschland vor. Mit dem Projekt Kongo soll jungen Menschen in der ostkongolesischen Stadt Kindu ein Studium ermöglicht werden, gleichzeitig sollen dort generell die Bildungsangebote ausgebaut werden. Derzeit unterstützt der Verein bereits zehn Stipendiaten in der Demokratischen Republik Kongo, ab September kom-

men noch zwölf weitere hinzu. Seit April 2008 ist der erste tschetschenische Stipendiat in Konstanz.

## Schwierige Studienbedingungen

Aischat hat im Sommer ihr Studium in Grosny, der Hauptstadt der russischen Teilrepublik Tschetschenien, beendet. Bis 2001 gab es dort Krieg zwischen tschetschenischen Separatisten und der russischen Armee, mit schlimmen Folgen für die Zivilbevölkerung. Die Stadt ist zwar weitgehend wieder aufgebaut, von Normalität ist der Alltag aber noch weit entfernt. Der Zugang zum Germanistik-Studium war für Aischat nicht leicht: Sie musste einen Sprachtest bestehen, obwohl es in den örtlichen Schulen gar keinen Deutschunterricht gibt. »Glücklicherweise spricht meine Tante Deutsch und hat mir bei der Vorbereitung auf die Aufnahmeprüfung geholfen«, erzählt sie. Während ihres Studiums in Grosny gab es keine Möglichkeit, deutsche Sprachpraxis zu erwerben. Auch eine umfangreiche Bibliothek existiert nicht, es fehlen gut ausgebildete Dozenten, Internetzugang bekommt man nur in Cafés.

In Tübingen besuchte Aischat zunächst den Sommerkurs der Universität und anschließend weitere Kurse an einer privaten Sprachschule, um ihre Deutschkenntnisse zu ver-

bessern. Erst wohnte sie in einer Gastfamilie, jetzt zum Semesterbeginn zog sie um in ein Studentenwohnheim. Alles das haben die Tübinger Mitglieder von »Studieren Ohne Grenzen« für Aischat organisiert. Um die Kosten für ihren Aufenthalt in Tübingen so niedrig wie möglich zu halten, haben die Mitglieder der Arbeitsgruppe Tschetschenien über Monate viel Überzeugungsarbeit geleistet: Die Studiengebühren übernimmt die Universität, den Sommerkurs bezahlt das Dezernat für Internationale Beziehungen. Neben den projektbezogenen Arbeitsgruppen gibt es weitere, die sich für »Studieren Ohne Grenzen« um Einwerbung von Spenden, Aufbau eines Netzwerks oder um Öffentlichkeitsarbeit kümmern. Die Ortsgruppen arbeiten dabei eng zusammen.

Das langfristige Ziel von »Studieren Ohne Grenzen« ist, allen Stipendiaten durch ihr Studium zu ermöglichen, an der demokratischen und ökonomischen Entwicklung ihres Landes mitzuwirken. Bewerber müssen deswegen ein ganz konkretes Projekt skizzieren, das sie nach ihrem Studium in ihrem Heimatland realisieren wollen. Aischat hat sich mit der Idee einer Internetplattform für den kulturellen Austausch zwischen Tschetschenen und Deutschen beworben.

»Für uns ist der Aufbau eines Netzwerks mit Korrespondenten vor Ort ganz wichtig«, sagt Jakob Wachsmuth, Doktorand der Mathematik und Koordinator des Tschetschenien-Projekts in Tübingen. In Kindu hat man bereits zwei Korrespondenten unter Vertrag, in Tschetschenien läuft noch viel über die Kontakte der französischen Partnerorganisation »Etudes Sans Frontières«. »Wir möchten natürlich, dass unsere Stipendiaten nach ihrem Studium selbst als Korrespondenten für uns arbeiten, so dass unsere Arbeit vor Ort und die Auswahl zukünftiger Stipendiaten einfacher wird«, erläutert Wachsmuth. **MVP**

Studieren Ohne Grenzen e.V.  
Universität Konstanz  
Postfach M 595, D-78457 Konstanz  
E-Mail: kontakt@studieren-ohne-grenzen.org  
www.studieren-ohne-grenzen.org

Spendenkonto: Studieren Ohne Grenzen  
Konto: 1385157, BLZ: 64150020  
Kreissparkasse Tübingen

# Mehr Pädagogen mit ausländischen Wurzeln in die Lehrerzimmer

Integration als Teilhabe – Projekt zur Förderung von Migranten

»Es ist leider bisher so, dass Migrantenkinder auch bei großer Begabung und sehr guten Noten häufig eine Empfehlung für die Hauptschule bekommen«, sagt Dr. Philipp Thomas vom Zentrum für Lehrerinnen- und Lehrerbildung (ZfL) der Universität Tübingen. Oder sie werden bei der Neuankunft in Deutschland automatisch der Hauptschule zugeteilt. Nur wenige schafften es auf Umwegen bis zum Abitur und an die Hochschulen. Um die Kette der Benachteiligung in der Schule zu unterbrechen, will Philipp Thomas erreichen, dass mehr Menschen mit ausländischen Wurzeln ein Lehramtsstudium für das Gymnasium aufnehmen – um später als Multiplikatoren wirken zu können.

## Werbung an Gymnasien

In einem kleinen Projekt arbeitet er nun mit dem Integrationsbeauftragten der Stadt Stuttgart Gari Pavkovic zusammen. »In Stuttgart ist gerade das Projekt »Migranten machen Schule!« angelaufen, in dem Lehrer, die selbst Migranten oder Migrantenkinder sind, in einer Broschüre über ihren Alltag berichten und deutlich machen, wie wichtig und hilfreich es für Schüler mit Migrationshintergrund ist, Vorbilder zu haben.« Das Tübinger Projekt setzt an einer anderen Stelle an: Ein spezielles Programm soll Lehramtsstudierenden mit ausländischem Hintergrund das Einleben und Leben an der Universität erleichtern.

»Dafür wollen wir vor allem auch an Stuttgarter Schulen werben, um Abiturienten fürs Lehramt für das Gymnasium zu interessieren«, sagt Philipp Thomas. Finanziert wird das Programm von der Robert-Bosch-Stiftung, die mit 5000 Euro verschiedene Angebote an der Uni Tübingen ermöglicht. Da ist zum einen eine »Akademische Schreibberatung«, die Hilfestellung zum Beispiel bei Hausarbeiten und der deutschen Fachsprache bieten soll. Für das »Psychologische Coaching« hat Philipp Thomas eine Psychologin von der Psychologischen Beratungsstelle in Reutlingen gewonnen, die selbst einen Migrationshintergrund hat und mit den Problemen in ausländischen Familien vertraut ist. »Die Kinder von Migranten stehen häufig besonders stark unter Druck, weil ihre Eltern in Deutschland hart arbeiten und kämpfen mussten und

nun erwarten, dass ihre Kinder etwas aus ihren Chancen machen.« An der Universität geraten diese aber häufig nochmals in eine ganz neue Welt, in der sie sich immer wieder fragen, ob sie wirklich dazugehören. Von solchen Zweifeln und Erfahrungen hat Philipp Thomas immer wieder von Lehramtsstudierenden mit Migrationshintergrund gehört, die er zusammen mit Prof. Karin Priem von der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch

schaft Einlass finden«, sagt Philipp Thomas. Vor allem Lehrer könnten dabei als Multiplikatoren wirken, die Schülern mit ähnlichen Biografien zeigen, dass es auch in Deutschland zu schaffen ist, eine höhere Ausbildung zu machen. »Wenn sich die Lehrer mit den Eltern der Schüler in deren Muttersprache unterhalten können, haben sie in den Augen der Eltern eine ganz andere Autorität und können von ihnen auch etwas einfordern.«



Lehrer wie Taner Ozuyal, die selbst Erfahrungen mit den schönen und schwierigen Seiten eines Migrationshintergrunds haben, können sich gut in die Situation von Migrantenkindern hineinversetzen.

Gmünd in einem Interviewprojekt befragt hat. »Auch an der Universität gibt es alltägliche Diskriminierung und Probleme, zum Beispiel wenn angezweifelt wird, dass Migranten die Richtigen sind, um an den Schulen deutsche Kultur zu vermitteln«, sagt er. Auch deswegen will Thomas die positiven Seiten eines Migrationshintergrunds betonen, die vor allem die Zweisprachigkeit und das Leben in zwei Kulturen mit sich bringen. Im dritten Teil des Tübinger Programms soll die Muttersprache der Lehramtsstudierenden gestärkt werden. »Das können wir bisher nur in Türkisch anbieten«, berichtet Thomas. Auch sonst sei es schwierig, allen mit einem Programm gerecht zu werden.

»Wir übersetzen Integration als Teilhabe und wollen erreichen, dass Menschen mit Migrationshintergrund in alle Bereiche der Gesell-

Philipp Thomas berichtet, dass die Zielgruppe für das Tübinger Programm ohnehin schon recht klein ist, dieses aber auch nicht von allen angenommen wird: »Manche sehen sich gerade dadurch zu besonderen Problemfällen erklärt und fühlen sich diskriminiert«, sagt er. Geschenkt wird den angehenden Lehrern mit Migrationshintergrund jedenfalls nichts. »Das Ministerium hat klargestellt, dass es einen Bonus für Migranten nicht geben wird«, sagt Thomas. Er hofft jedoch, dass zumindest die Lehramtskandidaten, die aufgrund guter Noten eine Stelle erhalten sollen, bevorzugt an Schulen mit vielen Migrantenkindern vermittelt werden. **JE**

Informationen im Internet:  
www.zfl.uni-tuebingen.de;  
www.stuttgart.de/migranten-machen-schule



# Außergewöhnliche *SportSirene*

Tübinger Sportstudierende machen Magazin für Kommilitonen im Land



Quelle: SportSirene, Heft 1

Im Frühjahr 2008 präsentierte sich das 68 Seiten starke Hochglanzmagazin *SportSirene* erstmals seinem sportbegeisterten Publikum. Die *SportSirene* ist ein Projekt der Tübinger Sportpublizistikstudierenden und wurde 2005 von Prof. Helmut Digel, dem Direktor des Instituts für Sportwissenschaft an der Universität Tübingen, ins Leben gerufen. Einer der beiden Chefredakteure, der 26-jährige Lukas Eberle, erinnert sich noch genau an das gemeinsame Vorhaben vor drei Jahren: »Wir, die Studenten vom Sportwissenschaftlichen Institut, wollten eine lokale Plattform für Studierende unserer Universität schaffen. Den Tübinger Sportstudenten sollte die Möglichkeit eröffnet werden, das journalistische Handwerkzeug, also das Schreiben von Reportagen, Glossen und Interviews, zu erlernen, um den gesellschaftlichen Diskurs zum Thema Sport in Baden-Württemberg zu stärken.« Lukas Eberle und Fabian Schmidt, beide zählten zum ersten Jahrgang des im Wintersemester 2005/2006 neu eingerichteten Ba-

achelor-Studiengangs Sportpublizistik, griffen die Idee von Helmut Digel auf und leiten seither die *SportSirene* in Eigenregie. Die erste Ausgabe erschien im Frühjahr 2008 in einer Auflage von 3000 Stück. Hier stand das Thema »Leistung im Sport« im Blickpunkt. Die Zeitschrift wurde an Sportstudierende der Universitäten Tübingen, Konstanz, Freiburg und Heidelberg zum Preis von drei Euro verkauft. »Seitens unserer Dozenten erhielten wir bei der Konzeption unserer Zeitschrift nur wenig Hilfe, so dass wir sowohl bei der Wahl des Leitthemas als auch bei der Planung der Textinhalte sowie bei der Bildauswahl völlig frei waren – natürlich auch bei Fragen der Finanzierung des Projekts«, erzählt Lukas Eberle. Das Leitthema der ersten und zweiten Ausgabe legten die beiden Chefredakteure Lukas Eberle und Fabian Schmidt fest. Alle weiteren Details wurden im sechsköpfigen Redaktionsteam diskutiert und gemeinsam erarbeitet. Die Gesamtkosten der ersten Ausgabe beliefen sich auf rund 4000 Euro. Davon wurden pro-

fessionelle Sportfotografen, die Grafikagentur und die Druckerei bezahlt. »Die erste Ausgabe wurde von den Sportstudierenden Baden-Württembergs, unserer Zielgruppe, sehr gut angenommen. Auch das Schwäbische Tagblatt und die DOSB (Deutscher Olympischer Sportbund)-Presse thematisierten unser Projekt in ihrer Zeitung«, so Eberle. Jedoch war die Frage nach der öffentlichen Wirkung für Lukas Eberle und Fabian Schmidt nicht ausschlaggebend dafür, dass sie ehrenamtlich an dem Projekt weiterarbeiten. Sie möchten Praxiserfahrung sammeln: »Ein Sportmagazin selbständig entwerfen zu dürfen, bot uns die einmalige Möglichkeit, für unseren Traumberuf ›Sportredakteur‹ Kontakte zu knüpfen und praktisches Wissen zu erwerben.«

Die zweite Ausgabe, die im Oktober erscheinen und eine Auflage von 2000 haben wird, beschäftigt sich mit dem Thema »Emotionen im Sport«. Dazu gibt es ein Interview mit dem Fußballschiedsrichter Herbert Fandel und dem Sportpsychologen der Fußball-Nationalelf Dr. Hans-Dieter Hermann. Außerdem bringt die zweite *SportSirene* Reportagen über den Berufsstand der Sportfotografen, die schließlich Emotionen im Sport in Bildern festhalten. Auch Todesfälle im Sport und die Leidenschaft im Behindertensport sowie die Gefühlslage von Karlsruher und Stuttgarter Fußballfans werden als Themen aufgegriffen.

Deutschlandweit gibt es bislang kein vergleichbares Projekt – ein Sportmagazin von Sportstudierenden für Sportstudenten. Auch das Ausbildungskonzept des Bachelor-Studiengangs Sportwissenschaft mit Schwerpunkt Sportpublizistik an der Universität Tübingen ist hierzulande selten. Nur die Universität Hamburg, die Sporthochschule Köln und die Universitäten Leipzig und München bieten einen ähnlichen Studiengang an.

Die *SportSirene* erscheint semesterweise und wird von den Redakteuren auf dem Tübinger Universitätsgelände – ab der zweiten Ausgabe übrigens kostenlos – verteilt. Die dritte Ausgabe wird ab dem kommenden Wintersemester im Rahmen eines Seminars bei Dr. Verena Burk erstellt. Damit ist ein lang ersehntes Ziel erreicht: Das Projekt *SportSirene* ist fest an das Institut für Sportwissenschaft der Universität Tübingen angebunden. SUS

# »Einsehen, dass man selbst nicht verantwortlich ist für die Umstände«

Beim Studieren mit Behinderung fängt die Barrierefreiheit oft im Kopf an

Kopfsteinpflaster, Steigungen, Treppen und enge Gässchen: Die Tübinger Altstadt ist für Studierende, die auf einen Rollstuhl angewiesen sind, ein Albtraum. Hannes Burger (Name von der Redaktion geändert) ist von der Hüfte abwärts gelähmt. An den Weg zur Alten Burse hat sich der 24-jährige Philosophiestudent zwar gewöhnt, doch in der Stadt ist er wegen des Kopfsteinpflasters auf die Hilfe anderer angewiesen. Im ersten Semester war er noch zu schüchtern, um Kommilitonen um Hilfe zu fragen, wenn, wie er es sagt, »es mal wieder irgendwo geklemmt hat«. Heute fragt er jeden um Hilfe, wenn er sie benötigt. Die Burse ist für Rollstuhlfahrer so ausgebaut, dass man über einen Eingang des Instituts für Erziehungswissenschaft in das Gebäude gelangen kann. »Im Gebäude kommt man aber nur in den ersten Stock, einen Aufzug gibt es nicht«, erzählt Hannes Burger, »ein schlechtes Gewissen, wenn wegen mir Seminare in den ersten Stock verschoben werden müssen, habe ich deshalb nicht. Man muss einsehen, dass man selbst nicht verantwortlich ist für die Umstände und sich ein dickes Fell zulegen.«

## Viele verschweigen ihr Handicap

Diesen Rat möchte auch Klaus Heinrich an Studierende mit Behinderung weitergeben. Am Akademischen Beratungszentrum ist er zuständig für die Beratung von Studierenden mit gesundheitlichen Einschränkungen. Als Behindertenbeauftragter der Universität Tübingen sagt er aus Erfahrung: »Es gibt zwei Arten von behinderten Studierenden: Die einen machen dicht und ziehen sich zurück, die anderen sind bereit, Hilfe anzunehmen. Und nur auf dem zweiten Wege wird man irgendwo weiterkommen.« Die Entscheidung für einen der beiden Wege beginnt schon bei den Bewerbungsunterlagen: Jedem steht es frei, seine Behinderung anzugeben oder sie für sich zu behalten. Viele Studierende verschweigen ihr Handicap, daher ist es schwierig, den tatsächlichen Anteil von Studierenden mit Behinderung zu ermitteln.

»Prinzipiell ist die Angst, einen Stempel aufgedrückt zu bekommen oder auf Ablehnung zu stoßen, unberechtigt. Ob ein Studium gelingt, hängt oft davon ab, ob die viel kleineren Dinge



Foto: Knierrim

Eine von vielen Hürden auf dem Weg ins Seminar ist für Rollstuhlfahrer das Tübinger Kopfsteinpflaster.

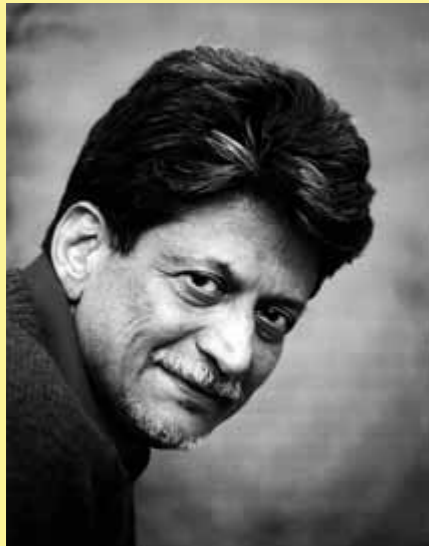
im Studienalltag gelöst werden können«, so Heinrich. Beim Schlagwort »Barrierefreiheit« wird nämlich meist viel zu abstrakt gedacht. Die Treppen, Kopfsteinpflaster und engen Gässchen sind nicht die einzigen belastenden Probleme.

Es ist das Mikrofon des Dozenten, das einzuschalten oft vergessen wird und für Hörgeschädigte somit das »Aus« in einer Vorlesung bedeutet. Es ist ein spastischer Anfall im Chemielabor, bei dem die anderen Studenten betroffen erst hin und gleich wieder weg schauen. Klaus Heinrich beteuert aber, dass er bis jetzt für alle Probleme nicht unbedingt eine Lösung, aber doch einen Kompromiss gefunden hat. Einige Situationen werden beispielsweise mit der Hilfe eines Zivildienstleistenden gelöst, der eine Vollzeitstelle beim Studentenwerk besetzt. Im Clubhaus wurde ein Arbeitsraum mit spezieller Software für Sehbehinderte eingerichtet, und stark besuchte Veranstaltungen werden zunehmend in barrierefreie Gebäude gelegt. Heinrich berät bei organisatorischen Fragen, psychischen Problemen, beschafft Hilfsmittel und organisiert Gespräche zwischen Lehrenden und Studierenden.

Beispiele wie Hannes Burger gibt es trotzdem sehr selten. Als Rollstuhlfahrer in einer mittelalterlichen Stadt zu studieren – nur wenige muten sich diese zusätzliche Belastung zu. Durch die Auswahlverfahren der Bachelor-Studiengänge bleibt den Studierenden allerdings wenig Zeit, sich vor Studienbeginn rechtzeitig über die Gegebenheiten zu informieren. »Bis jetzt ist es aber auch nach der Einschreibung noch nie so weit gekommen, dass jemand sein Studium abgebrochen hat«, so Heinrich. Früher waren Studiengänge fachlich viel breiter gefächert, heute gibt es in einem Fach viele Unterfächer, die einen gesonderten Studiengang bilden. Dadurch treten die studiumsbezogenen Interessen in den Vordergrund: Man teilt seltener die Behinderung, als vielmehr die Interessen miteinander. Hannes Burger ist sehr zufrieden mit dem Tübinger Beratungsangebot, weiß aber, dass das nicht an jeder Universität selbstverständlich ist. Im Schnitt bieten weniger als die Hälfte der Universitäten in Deutschland überhaupt einen gesonderten Beratungsdienst an. Dennoch sollte man sich nicht abschrecken lassen, meint Hannes Burger: Auf andere zugehen hilft immer. ELH

# Religion, Extremismus und Literatur

Tübinger Poetik-Dozentur mit Kiran Nagarkar und Christoph Peters



© 2007 Volker Derlath



© 2007 Peter von Felbert, München

Werke über eigene und fremde Kulturen: Die Autoren Kiran Nagarkar und Christoph Peters (rechts) sind die Hauptakteure der 22. Tübinger Poetik-Dozentur.

Im Wintersemester 2008/2009 werden zur 22. Tübinger Poetik-Dozentur die Schriftsteller Kiran Nagarkar und Christoph Peters nach Tübingen kommen. Damit soll die Bedeutung der von der Würth-Gruppe Künzelsau gestifteten Tübinger Poetik-Dozentur als Forum interkultureller Literatur erneut betont werden. Beide Schriftsteller beschäftigen sich mit der eigenen wie mit fremden Kulturen und dem Aufeinandertreffen dieser verschiedenen Welten und Kulturkreise. Dabei stehen die unterschiedlichen Paradigmen von Religion und Herkunft im Vordergrund.

## Sprachen als Gegensätze

Kiran Nagarkar wurde 1942 in Mumbai geboren, wo er auch heute lebt. Er studierte englische Literatur am Ferguson College in Pune, arbeitete an der Universität, als Journalist und mehr als neun Jahre in der Werbebranche. Daneben verfasste er Theaterstücke, Drehbücher und Romane. Nagarkar gilt als einer der bedeutendsten lebenden indischen Autoren, seine Bücher wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt. Seinen ersten Roman »Saat Sakkam Trechalis« (deutsch »Sieben mal sechs ist dreiundvierzig«) schrieb Nagarkar in seiner ursprünglichen Muttersprache, Marathi, die er allerdings nach eigener

Auskunft »seit seinem siebten oder achten Lebensjahr« nicht mehr gesprochen hatte. Als das Buch 1974 erschien, löste es einen Skandal aus – es galt als Brückierung des etablierten englisch-indischen Kulturkomments. Seinen zweiten Roman »Ravan & Eddie« (1994) begann Nagarkar ebenfalls auf Marathi, schrieb den Roman dann doch auf Englisch. Dies wiederum wurde von indischen Nationalisten als Verrat empfunden. Nagarkar beschreibt in »Ravan & Eddie« die Kindheit zweier Jungen aus einer hinduistischen und einer christlichen Familie, die Nachbarn sind, aber dennoch in vollkommen getrennten Welten aufwachsen. Nagarkar wird in seiner zweiten Vorlesung die Gegensätze von Sprachen behandeln, die er »Language Wars« nennt. Für seinen Roman »Cuckold« (deutsch »Krishnas Schatten«), der 1997 erschien, erhielt Nagarkar im Jahr 2000 den höchsten indischen Literaturpreis, den »Sahitya Akademi Award«. Sein jüngster Roman »God's little soldier« (deutsch »Gottes kleiner Krieger«) erschien 2006. Nagarkars Roman handelt vom Extremismus und schildert die Geschichte des jungen Mannes Zia aus einer liberalen muslimischen Familie Mumbais, der ein Attentat auf Salman Rushdie plant. Dieses misslingt, der Protagonist erfährt ver-

schiedene Wandlungen, am Ende wird er Waffenhändler und Börsenspekulant. Der zweite Poetik-Dozent ist der 1966 in Kalkar am Niederrhein geborene Christoph Peters. Nach dem Abitur studierte er Malerei an der Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe. Er arbeitete anschließend als Fluggastkontrolleur am Frankfurter Flughafen. Bereits 1996 veröffentlichte Peters seinen ersten Erzählband »Heinrich Grewents Arbeit und Liebe«, der die Auflösung eines bürgerlichen Lebens beschreibt. Für seinen Roman »Stadt Land Fluß«, der 1999 erschien, wurde Peters mit dem »aspekte literaturpreis« ausgezeichnet. Mit den 2001 veröffentlichten Erzählungen vollzieht Peters eine Öffnung hin zu »fremden Orten« und Kulturen. In klarer Sprache, oft ironisch, beschreibt Peters Menschen auf der Suche, auf Reisen, bei der Auswanderung, die sie nach Afrika oder in den Nahen Osten führen. Die Bewegung des Reisens wird auch im folgenden Roman »Das Tuch aus Nacht« (2003) wieder aufgenommen. Der Roman, dessen Schauplatz Istanbul ist, behandelt das Verhältnis von Wirklichkeitswahrnehmung und Wahnsinn und letztendlich die Fiktion selbst. Sein neuester Roman »Ein Zimmer im Haus des Krieges« von 2006 thematisiert den Terrorismus im Ägypten des Jahres 1993. Peters beschreibt eine Gruppe von islamistischen Fundamentalisten, die in Ägypten einen Anschlag planen, unter ihnen der zum Islam übergetretene Deutsche Jochen Abdallah Sawatzki. Peters stellt die Frage nach der Macht des Glaubens. Er selbst sagte von sich einmal, er sei in seiner Jugend ein »katholischer Fundamentalist« gewesen. Philipp Ostrowicz

Kiran Nagarkar hält drei Vorlesungen am 24., 25. und 27. November; Christoph Peters spricht am 26. November. Zusätzlich wird es am 28. November eine Podiumsdiskussion mit beiden Autoren geben, die von dem früheren Poetik-Dozenten Ilja Trojanow geleitet wird. Außerdem finden Lehrveranstaltungen statt, die vornehmlich für die Studierenden der Universität Tübingen gedacht sind.

Weitere Informationen:  
www.poetik-dozentur.de

# Das Unimagazin »Kupferblau« geht in die 20. Runde

Neues Layout, neuer Inhalt, neue Redaktion

Eigentlich möchte Jan Kühnel nächstes Jahr seine Dissertation beginnen, und im Grunde stünde dem auch nichts im Wege, wenn er eben nicht mit ganzem Herzen Chefredakteur des Unimagazins »Kupferblau« wäre. Nach vier Jahren als Hauptverantwortlicher will der 27-Jährige die Zukunft des Magazins gesichert wissen, sonst kann er nicht in Ruhe zu Ende studieren.

1997 wurde das Studierendenmagazin mit der Idee gegründet, etwas Buntes und Kulturbezogenes aufs Papier zu bringen. Seitdem gab es so viele Chefredakteure, dass sich die Anfänge der Zeitschrift nur noch schwer nachvollziehen lassen. Auch über die Entstehung des Titels wird heute spekuliert. Offensichtlich ist die Anlehnung an das Universitätsgebäude Kupferbau. Was es mit der Farbe Blau auf sich hat, bleibt aber unklar. Der Rahmen des Magazins blieb über die Jahre gleich: jeweils etwa 15 Mitarbeiter, eine 16-seitige Ausgabe, DIN A 3-Format und fast keine vorgeschriebenen Textsorten. Dass vor allem der letzte Punkt gegen guten Journalismus spricht, hatte Jan Kühnel vergangenes Jahr eingesehen. Er strukturierte das Magazin um: neues Layout, neuer Inhalt, neue Ideen.

## Idealismus ist gefragt

Unterstützt wurde er darin durch Peter Meuer, der sich seit vergangenem Jahr die Chefredaktion mit Jan Kühnel teilt. Als Köpfe des Magazins sehen sich die beiden trotz der Verantwortung nicht, denn »im AstA-Büro« (Allgemeiner Studierenden-Ausschuss) soll man nicht das Gefühl einer offensichtlichen Hierarchie spüren. »Auch wenn einer eben die Hauptverantwortung tragen muss«, so Kühnel. Wichtige Grundsteine für den neuen Auftritt des Magazins wurden schon im Sommersemester gelegt, als die beiden Chefredakteure einen freien Workshop zur Einführung in den Journalismus leiteten. Es sollten sich Studierende anmelden, die auch an einer weiteren Mitarbeit am Magazin interessiert waren. In sechs Sitzungen brachte vor allem der angehende Journalist Peter Meuer den Kommilitonen den korrekten Umgang mit verschiedenen Textsorten bei. Ebenso wurde im Kurs klar, dass Journalismus nicht unbedingt kreativ sein muss, sondern schlicht ein zu erlernendes



Foto: Stephan Zipperlein

Auf zu neuen Taten: Das Redaktionsteam des Unimagazins »Kupferblau«.

Handwerk ist, bei dem man das richtige Händchen für Sprache besitzen muss. »Wir würden in den kommenden Ausgaben gerne etwas mehr Journalismus vorfinden und keine Artikel, die anfangen mit ›Ich...‹. Das will keiner lesen und gehört eher ins eigene Tagebuch«, erläutert Jan Kühnel. Berichte, Reportagen oder Nachrichten wurden in den frühen Ausgaben mit Urlaubsberichten, lyrischen Ergüssen und unprofessionellen Glossen so stark vermengt, dass »Kupferblau« schließlich keiner Richtung mehr zuzuordnen war. Schon in der jüngsten Ausgabe wurden diese Fehler vermieden. Im Fokus stehen nicht mehr Themen über das lockere studentische Leben, sondern die Unipolitik und ganz allgemein: die Studierenden an der Universität. Um eine größere Leserschaft zu gewinnen, wurde nicht nur der Inhalt, sondern auch das Layout überarbeitet: »Auf der Morgenstelle sind wir relativ unbekannt. Aber auch beim ›Wilhelmstraßenpublikum« haben sich viele von der riesigen blauen Zeitschrift einfach nicht angesprochen gefühlt«, erklärt Peter Meuer, »das neue Format wird jetzt optisch als Zeitung wahrgenommen.«

Die Finanzierung erfolgt weiterhin durch Clubhausfeste, einen Asta-Zuschuss und größtenteils durch Anzeigenkunden. Umso erfreulicher war es im vergangenen Semester, dass der Universitätsbund die Ausgabe finan-

ziell unterstützte. Das Konzept für eine Homepage ist in Planung, scheiterte bisher allerdings an mangelnder Zeit und einem hohen Anspruch an den Web-Auftritt. Denn auch ohne einen aktuellen Blog zu führen, arbeiten die Chefredakteure etwa zehn Stunden die Woche im Asta-Büro. In der Zeit nach dem Erscheinen einer Ausgabe mal weniger, in der Phase vor dem Druck manchmal den ganzen Tag. Dazu kommen Nebenjobs, die sie machen müssen, um das Studium zu finanzieren. Die Mitarbeit verlangt viel Idealismus, da alle Einnahmen für den Druck benötigt werden. Über den gefühlten Zeitaufwand für die »ehrenamtliche« Tätigkeit sind sich die beiden Studenten nicht einig. »Für den zukünftigen Chefredakteur ist es sicherlich von Vorteil, einschlägige Erfahrungen mitzubringen, aber es darf kein Muss sein«, will Meuer alle studierenden Leser ermutigen. Hilfestellung gibt es auch aus dem Mitarbeiterkreis, der momentan aus neun festen Redakteuren, zwei Fotografen, einer Lektorin und einem guten Dutzend freier Mitarbeiter besteht. Wer mitarbeiten möchte, kann sich für das Einführungsseminar im Wintersemester anmelden, Aushänge gibt es seit kurzem in verschiedenen Instituten und im Clubhaus. Oder man erlebt eine Redaktionssitzung einfach gleich mit, im Semester, jeweils montags um 20.15 Uhr in der Wilhelmstraße 30 im Redaktionsbüro des AstA. ELH

# Komplexe Themen und interdisziplinäre Ausstellungen

Ernst Seidl ist neuer Leiter des Museums der Universität



Foto: privat

Neuer Leiter des Museums der Universität: Ernst Seidl

Das Museum der Universität Tübingen (MUT), das als Dach über alle Sammlungen der Universität fungiert, hat seit kurzem mit Dr. Ernst Seidl einen neuen Leiter. Seidl, der seit 2005 als Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Ausstellungskurator am Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart tätig war, ist als Privatdozent am Kunsthistorischen Institut bereits Mitglied der Universität, die nun auch zu seinem Arbeitgeber wird.

## Interesse an Stadtentwicklung

Studiert hat Ernst Seidl Kunstgeschichte, Romanistik und Volkskunde an den Universitäten Regensburg, Hamburg und Frankfurt am Main. Besonders fasziniert haben ihn Großprojekte in Paris. Über die Neukonzeption des Musée d'Orsay schrieb er seine Magisterarbeit, über die »Grands Projets« der Ära Mitterrand, vor allem die Große Arche in La Défense, promovierte er 1994. Und um Städtebau und Entwicklung ging es auch in seiner Tübinger Habilitationsschrift (2004) zum Thema »Achse als Zeichen. Ein urbaner Raumtypus und seine Bedeutung als Gedächtnisform«. Zum Ausstellungsmachen kam der 1961 bei Regensburg geborene Seidl als Projektmanager des Präsidenten der Universität Hamburg. In dieser Funktion konzipierte und organisierte er 1998 eine Schau, die 100 innovative Projekte zur Lehre an der Universität Hamburg

präsentierte. Seine erste große Ausstellung am Haus der Geschichte machte er 2005 zum Thema Bausparen (»Zuteilungsreif« – Bauspargeschichten aus dem Südwesten). »Ich habe mir zunächst nicht vorstellen können, wie das gehen sollte, aber kein Thema ist so abwegig, als dass man nicht doch eine spannende Ausstellung darüber machen könnte«, erzählt Seidl. Bei der Recherche ergab sich, dass sich am Beispiel Bausparen die politisch-gesellschaftliche Entwicklung der Region ideal nachvollziehen lässt: vom pietistisch-religiösen Engagement des Gründers der ersten Bausparkasse über die Vereinnahmung der Idee im Nationalsozialismus, die Versorgung von Kriegsheimkehrern, später »Gastarbeitern«, mit Wohnraum, bis hin zu neuen Wohnkonzepten, wie man sie etwa im Tübinger Französischen Viertel beobachten kann. Vor kurzem endete Seidls sehr erfolgreiche zweite Ausstellung im Haus der Geschichte zum nicht weniger problematischen Thema des NS-Propagandafilms »Jud Süß«.

Ein ähnliches »interdisziplinäres Vorgehen bei sehr komplexer Objektlage« reizt Seidl auch bei seiner neuen Aufgabe an der Universität. Dort sieht er sich ganz in der Kontinuität seiner Vorgängerin Anke te Heesen und deren erster Ausstellung »Auf/Zu. Der Schrank in den Wissenschaften«. Te Heesen hat eine Professur am Ludwig-Uhland-Institut übernommen. Für

seine erste Ausstellung in Tübingen bringt er kein fertiges Konzept mit. »Ich sehe mich erst einmal als einen Lernenden und möchte zunächst die Menschen, Sammlungen und Objekte der Universität kennen lernen und nach Erwartungen, Ideen oder Bedenken fragen«, erklärt der neue Museumschef. In Zukunft möchte er zu einem übergreifenden Thema eine Ausstellung mit einem wissenschaftlichen Symposium und einer Lehrveranstaltung pro Jahr verbinden. Hinzu könnten kleinere Ausstellungen kommen, etwa zur Entdeckung der Nukleinsäure auf dem Tübinger Schloss oder zu den in der Universitätslandschaft ganz einzigartigen Szepter der Universität.

Als zweites Standbein sieht Ernst Seidl die Lehre: Er möchte auch in Projekten mit Studierenden Ausstellungen vorbereiten. Dabei interessiert ihn ganz besonders die gegenwärtige Diskussion um den »Campus der Zukunft«. Das Zusammenspiel von Universität und städtebaulicher Entwicklung sei in Tübingen in geradezu idealtypischer und einzigartiger Weise am Stadtbild nachzuvollziehen. Dieses Thema müsse auch in die weiteren Planungen – auch des MUT – mit einbezogen werden, meint Seidl.

Ganz besonders liegt ihm auch eine professionelle Sammlungsdatenbank für alle Sammlungen der Universität am Herzen, die interdisziplinär anzulegen sei: »Man muss wissen, was man hat, um Ideen für interessante Ausstellungen, die sich an den Objekten orientieren, zu entwickeln«.

Die erste große Bewährungsprobe als MUT-Leiter wird ein Event noch in diesem Jahr sein: das berühmte Elfenbeinmammut soll für eine Woche nun auch in Tübingen zu sehen sein, am Ort seiner Ausgräber und im Kontext seiner »Zeitgenossen«, dem Wildpferdchen, dem Wollnashorn und dem Löwen, die alle vor etwa 35 000 Jahren auf der Schwäbischen Alb als erste figürliche Darstellungen menschlicher Kunst geschaffen wurden. Vielleicht wird ihm dann auch ein neuer Kollege oder eine neue Kollegin zur Seite stehen, die die Stelle des Kustos des Universitätsmuseums auf Schloss Hohentübingen in der Nachfolge von Prof. Bettina von Freytag, gen. Lörringhoff übernehmen wird. Diese Stelle ist gerade im Besetzungsverfahren. MS



## Das restaurierte Schlossportal – schönster Eingang zur Universität

Das untere Portal am Tübinger Schloss – heute Zugang zu den kulturwissenschaftlichen Instituten und dem Museum der Universität – ist wieder in seiner ganzen Pracht zu bewundern. Vor genau 400 Jahren ließ Herzog Friedrich I. von Württemberg das Prunkportal errichten, das als eines der wichtigsten Renaissancebauwerke in Baden-Württemberg gilt. 15 Monate lang war das Portal für Restaurierungsarbeiten eingerüstet, die fast im allerletzten Moment den drohenden Verfall des Bauwerks verhinderten. Das Tübinger Bauamt »Vermögen und Bau Baden-Württemberg« und das Landesdenkmalamt waren für die Restaurierung zuständig, die nach der Maxime erfolgte: Substanzerhaltung des Materials und geschichtlichen Zeugnisses, nicht aber Rekonstruktion verloren gegangener Teile. Es wurde mit dem Pinsel Staub entfernt, aber auch mikroskopisch fein gesandstrahlt. Die Restaurateure entfernten mangelhafte Reparaturen aus früherer Zeit, entsalzten und verfestigten das Steinmaterial. Gebrochene Steine wurden mit Glasfaserstäben oder Edelstahlstangen vernadelt. Auch die Eisenschwerter der Landsknechte wurden entrostet. Das komplexe Bildprogramm der Steinskulpturen aus Schilfsandstein vereint antike Gottheiten, Fratzen von Ungeheuern, zeitgenössische Landsknechte, das herzogliche Wappen und zahlreiche Verweise auf römische Traditionen und antike Mythologie. Der Spruch »Hon(i) soit qui mal y pense« (»Ein Schelm ist, der Böses dabei denkt«) verweist auf den englischen Hosenbandorden, der Friedrich I. zu seinem großen Stolz 1603 verliehen wurde. Durch das Prunkportal wollte sich der württembergische Herzog nicht zuletzt als bedeutender europäischer Herrscher herausstreichen, der weit über die schwäbische Provinz hinausstrahlt. MS/ Foto: Knierim

# 20 Jahre Radioleidenschaft

1988 ging das erste Uniradio Deutschlands an der Universität Tübingen »on air« – handgemacht von Studierenden für Studierende und für eine an Hochschulthemen interessierte Öffentlichkeit. Heute hat sich die »Uniwelle« einen festen Platz im Lokalfunk erobert.



Fotos: Knieferm

Sammelt handfeste Redaktionserfahrung: das Mitarbeiterteam der »Uniwelle«, in der Mitte die Leiterin Sigi Lehmann.

Es ist Mittwochnachmittag. Im Haus neben der »Alten Physik« ist es ruhig, nichts zu hören, bis auf das eilige Klappern der Computertastatur. Die eifrig tippende Studentin wirft einen Blick auf die Uhr – die Zeit drängt. Sie muss keine Hausarbeit abgeben, kein Paper bis zum morgigen Seminar fertig schreiben. Sie muss nur noch schnell zwei Presseinfos über sinkende Studierendenzahlen in eine kurze Nachrichtenmeldung verwandeln. Denn gleich um 18 Uhr ist Sendung: »Herzlich willkommen zu Unimax kompakt auf der Uniwelle 96,6«. Das Mittwochsmagazin des Tübinger Uniradios ist »on air«. Und zwar seit mittlerweile 20 Jahren. Solange ist es jetzt

her, dass nicht nur einige der Studierenden des aktuellen Reporterteams geboren wurden. Vor 20 Jahren, im März 1988, erblickte auch das Tübinger Uniradio das Licht der Welt. Es war keine leichte Geburt gewesen.

### Gute-Laune-Musik und Werbeblock

Das erste deutsche Universitätsradio, so vermerkt in den Universitätsannalen, geht zurück auf eine Idee des damaligen Präsidenten Adolf Theis. Nach amerikanischem Modell der Campusradios sollte auch die Uni Tübingen ihren eigenen Hörfunk bekommen. 1985 wurde dieser Wunsch das erste Mal öffentlich formuliert – dann ging es in die Planung.

In dem hart umkämpften, jungen lokalen Privatradiomarkt wollte sich also auch die Uni Tübingen Gehör verschaffen. Nach Jahren der Verhandlungen einigte man sich: Über die Reutlinger Sender »Radio Achalm« und »Radio Neufunkland« strahlte die frühe »Uniwelle« schließlich ihr wöchentliches Programm aus. Doch bevor es soweit war, musste aus der vagen Idee Uniradio ein handfestes Konzept werden. Zuerst verpflichtete man eine hauptamtliche Redakteurin, eine damalige Mitarbeiterin des Tübinger Südwestfunks (SWF). Fünf Professoren, ein Studierendenvertreter sowie ein wissenschaftlicher Mitarbeiter bildeten mit ihr zusammen einen Beirat, der bis heute als unabhängiges Entscheidungsgremium für das Rahmenprogramm verantwortlich ist.

Ab März 1988 schließlich war es soweit: Mittwochnachmittags und mittwochabends liefen zwischen Guter-Laune-Musik und Werbeblock der »Unireport« und das »Unimagazin« über die zwei Reutlinger Sender. Die Themen der ersten Sendung, sie könnten bis heute ihren Platz im Programm finden. Berichtet wurde über die Geschichte der Uni, es gab ein Interview mit dem Präsidenten, und in einem dritten Beitrag beschäftigte man sich mit der Frage, warum Abiturienten zum Studieren nach Tübingen kommen. Eine Mischung aus wissenschaftlichen und bunten Themen, die bis heute trägt.

Das Besondere daran: Das Uniradio wird wirklich von Studierenden gemacht – Moderation, Beiträge und Sendetechnik. Damals,



Moderation, Beiträge und Sendetechnik . . .



**Katharina Thoms** ist freie Journalistin und arbeitet unter anderem für den Südwestrundfunk (SWR). Sie studierte an den Universitäten Tübingen und Bologna Neuere Geschichte und Politikwissenschaft und war jahrelang Moderatorin und Reporterin bei der Tübinger Uniwelle.

Ende der 80er-Jahre, stemmte man das wöchentliche Programm vor allem mit viel Geduld und Improvisation: Aufnahmegerät, Tonbandmaschine, Mikrophon, Schreibmaschine, Telefon – alles war nur einmal vorhanden, im Büro unterm Dach der Alten Botanik.

### Senden auf eigener Frequenz 96,6

Veränderungen brachten die 90er-Jahre. Mit der neuen Redaktionsleiterin Sigi Lehmann vom Hessischen Rundfunk erneuerte die »Uniwelle« nicht nur ihren Mitarbeiterpool. Auch Programm, Inhalte und zuallererst das Inventar wurden aufgemöbelt. Mehr Bandmaschinen, Mikros und Reportergeräte wurden angeschafft. Die Redaktion zog bald um in die größeren Räumlichkeiten der Brunnenstraße, später in den Neunzigern dann in ihren heutigen Sitz in der Gmelinstraße. Vor einigen Jahren schließlich stellte auch die »Uniwelle« auf digital um.

Einscheidend für das Uniradio war eine Entscheidung der Landesanstalt für Kommunikation (LfK) im Jahr 1995. Hörfunklizenzen wurden nun auch an nicht-kommerzielle Sender vergeben. Für die »Uniwelle« ist das der Beginn ihrer Sendezeit auf der eigenen Frequenz 96,6 UKW. Das Uniradio nutzt die Frequenz gemeinsam mit dem Tübinger »Freien Radio Wüste Welle« und mit der Reutlinger »Hellen Welle«.

Mit der Eigenständigkeit kommt für einige Jahre auch deutlich mehr Sendezeit ins Programm. Platz, der gefüllt werden will. Zusätzlich zu den Infomagazinen, dem zweistündigen »Unimax« und dem einstündigen »Unimaxkompakt« an den typischen Sendetagen Sonntag und Mittwoch hört man jetzt auch andere Klänge auf dem Tübinger Unisender. Jazz- und Popsendungen halten Einzug ins Programm, machen die Welle studentischer. Literatursendungen sind regelmäßig zu hören, und Interviewrunden zeigen kuriose und häufig unbekannt Seiten der Universitätsmitarbeiter. Diese einstündigen Sendeformate gibt es bis heute, quasi als Spielwiese für experimentierfreudige Mitarbeiter. In erster Linie aber versteht sich der Rundfunk der Universität weiterhin als Vermittler von Hochschulhalten an die Öffentlichkeit, zu dem schärft er ihr Profil als Ausbildungsort.



. . . die Tübinger »Uniwelle« wird wirklich von Studierenden gemacht.

So beteiligten sich in den 90er-Jahren die Tübinger Medienwissenschaftler mit ihren Kursen am Programm und sind bis heute immer wieder unter den Uniradio-Mitarbeitern zu finden.

### Handfeste Redaktionserfahrung

Heute ist die »Uniwelle« ein von der LfK anerkanntes Lernradio, in dem regelmäßig journalistische Seminare abgehalten werden. Vom klassischen Einführungskurs über das Moderationstraining bis zum Wissenschaftsjournalismus wird hier vieles gelehrt und umgesetzt, was später in den Ausbildungsprogrammen journalistischer Volontariate steht. Viele der ehemaligen Uniradio-Reporter haben davon profitiert. Aus einer vagen Idee »irgendwas mit Journalismus« zu machen wurde eine konkrete Vorstellung und schließlich Realität. In der 20-jährigen Geschichte gibt es viele »Uniwelle«-Alumni, die für öffentlich-rechtliche und private Rundfunkhäuser oder bei Zeitungen deutschlandweit ihr Geld verdienen. Wer hier lernte, hat nicht nur mitbekommen, wie man Beiträge produziert, Versprecher aus Interviews herauschneidet, wie man – früher – den Bandsalat ordnet oder wie man – heute – beim Computerabsturz die Nerven behält. Wer hier vor Aufregung geschwitzt und voller Nervosität seine ersten Texte zur Abnahme gegeben hat, der hat sicher

gelernt, mit Kritik umzugehen – und im besten Fall, auch selbst zu kritisieren. Der hat auch das Kribbeln schon x-mal erlebt, wenn das rote Licht angeht, der Mikroregler hochgezogen wird und ein »herzlich willkommen« wie selbstverständlich über die Lippen geht. Wer durch die Schule der »Uniwelle« gegangen ist, hat handfeste Redaktionserfahrung.

Es ist kurz vor 19 Uhr. Die Studentin im Uniradio-Studio spricht ihre letzte Moderation für heute, die Veranstaltungshinweise. Dann kommt der Abschlusssong. Sie moderiert wie so viele vor und hoffentlich noch viele nach ihr. Die »Uniwelle« sucht immer wieder neue Mitarbeiter mit Lust und Zeit zum Radiomachen. Doch gerade die Zeit ist kostbar beim engen Stundenplan heutiger Bachelor-Studenten. Die Freiheit eines Studenten vom Ende der 80er und selbst noch der 90er Jahre hat er nicht mehr. Wer aber überlegt, vielleicht mal »irgendwas mit Journalismus« zu machen, der kann den Erfahrungsschatz immer noch sehr gut gebrauchen.

Die Uniwelle sendet auf der Welle 96,6 (Kabelfrequenz 97,45), am Sonntag von 10 bis 14 Uhr, am Mittwoch von 17 bis 20 Uhr. Das Programm und weitere Informationen sind unter [www.uni-tuebingen.de/uniradio](http://www.uni-tuebingen.de/uniradio) zu finden – dort gibt es im Web-Archiv auch die jeweils sechs neuesten Ausgaben des Sonntagsmagazins »Unimax« zum Nachhören.

# »Botschafter, Türöffner, Moderator und Mäzen zugleich«

Feierliche Verabschiedung von Carl Herzog von Württemberg als Vorsitzender des Unibunds

Aus einem ganz besonderen Anlass versammelte sich am 2. September 2008 im Festsaal der Universität ein großes Auditorium: Carl Herzog von Württemberg wurde als langjähriger Vorsitzender des Universitätsbunds feierlich und öffentlich verabschiedet. Universitätsrektor Bernd Engler sprach in seiner Begrüßung das Ziel der Veranstaltung aus: Es gehe darum, »gemeinsam öffentlich Dank zu sagen für 30 Jahre ehrenamtliches Engagement in Diensten und zugunsten der Eberhard Karls Universität«. Diese Zeit sei »ein bedeutsamer Abschnitt des Wandels und der Neuorientierung« gewesen, den Herzog Carl wesentlich mit gestaltet und getragen habe. Engler weiter: »Wir danken Ihnen für Ihre mäzenatische Großherzigkeit und Nachhaltigkeit und Intensität, mit der Sie sich stets persönlich für Ihre Eberhard Karls Universität engagiert haben«. Die Universität könne sich glücklich schätzen, »über so viele Jahre einen Rat- und Ideengeber von höchstem Rang« bei sich zu haben.

Der neue Vorsitzende des Universitätsbunds, der seit der letzten Mitgliederversammlung im Mai amtiert, Staatssekretär Hubert Wicker, würdigte die Verdienste von Herzog Carl, der aus dem Universitätsbund eine große Fördergesellschaft gemacht habe. Er hob vor allem Projekte hervor, die in seine Amtszeit gefallen sind: Erwerb, Ausbau und Ausstattung der Gästehäuser in Tübingen, Blaubeuren, Oberjoch und Freudenstadt, die Initiierung herausragender akademischer Großveranstaltungen und wissenschaftlicher Symposien oder den Erwerb von vielen Dingen von bleibendem Wert und großer Außenwirkung. Dazu gehören beispielsweise die Brunnen vor der Neuen Aula, der Bechstein-Konzertflügel im Festsaal sowie Kleinode und Einzelstücke für die Sammlungen der Universität. In der Amtszeit von Carl Herzog von Württemberg hätten sich die Mitgliederzahlen verdoppelt, die Anzahl der im Universitätsbund vereinigten Stiftungen sogar verdreifacht. Hubert Wicker bezeichnete Herzog Carl als »erfolgreichen Botschafter, Türöffner, Moderator und Mäzen zugleich«. Als Zeichen des Dankes und der Ehrung überreichte der Rektor Herzog Carl die goldene Universitätsmedaille, eine äußerst selten vergebene Ehrung. Hubert Wicker überreichte



Verbundenheit zwischen Universitätsbund und Universität: der neue Vorsitzende Hubert Wicker, sein Vorgänger Carl Herzog von Württemberg und Universitätsrektor Bernd Engler (von links).

ihm als sein Nachfolger eine dem Herzog persönlich gewidmete CD-Reihe »Aus dem Himmelreich des Barock« und die Medaillen des Universitätsbunds.

Carl Herzog von Württemberg hielt eine kurze Dankansprache, in der er seine persönliche Verbindung mit der jährlichen Ehrung langjähriger Mitglieder betonte, denn »was wäre ein Vorsitzender ohne Gefährten und Mitstreiter?« Er dankte den Gremien des Universitätsbunds und seiner Geschäftsstelle sowie den Personen aus der Universitätsleitung, die ihn in den 30 Jahren begleitet haben. Als Motto seiner Arbeit fasste er zusammen: »Zentral blieben für mich immer das Gespräch, der Erfahrungsaustausch und das Werben für die Anliegen der Universität.« Gemeinsam nahmen der frühere und jetzige Vorsitzende des Universitätsbunds und der Rektor abschließend die Ehrung langjähriger Mitglieder vor (siehe Kasten rechts).

Zuvor hatte der Lehrstuhlinhaber für Geschichtliche Landeskunde Prof. Sönke Lorenz den Festvortrag unter dem Titel »Haus und Herrschaft Württemberg im Spiegel der Heraldik« gehalten. In seinem Vortrag zeichnete Lorenz die Entwicklung des württembergischen Herrschaftswappens vom hohen Mittelalter bis zu Universitätsgründer Eberhard im Barten nach. Dieser habe als erster dem vierteiligen Wappen Prunkstücke hinzugefügt wie die Palme und sein persönliches Motto »attempo«. Dieses Bildprogramm sei von der Universität

wieder aufgenommen worden in ihrem Epitaph für Herzog Eberhard im Chor der Stiftskirche, der damals noch die Aula, der Vorlesungssaal der Universität, gewesen sei. MS

## Hubert Wicker ist neuer Vorsitzender

Auf der Mitgliederversammlung am 27. Mai wurde Staatssekretär Hubert Wicker zum Nachfolger von Carl Herzog von Württemberg als Vorsitzender der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen (Universitätsbund) e. V. gewählt. Bereits seit zehn Jahren arbeitete Hubert Wicker im Ausschuss des Universitätsbundes mit, dem er seit November 1980 angehört. Geboren wurde er 1948 in Ebingen. Er studierte in den 70er-Jahren an der Universität Tübingen Rechtswissenschaften. Nach Tätigkeiten als parlamentarischer Berater im Landtag und im Innenministerium von Baden-Württemberg wirkte er von 1991 bis 1997 als Staatssekretär im sächsischen Innenministerium. Anschließend war er Regierungspräsident des Regierungspräsidiums Tübingen. Im Juli 2006 wurde er als Ministerialdirektor ins Finanzministerium Baden-Württemberg berufen, und seit Juli 2007 ist er Staatssekretär und Chef der Staatskanzlei im Staatsministerium Baden-Württemberg.

## Ehrung langjähriger Mitglieder

### Für 80jährige Mitgliedschaft:

die Aesculap-Werke AG  
Verein Alter Tübinger Preußen

### Für 40jährige Mitgliedschaft:

Prof. Dr. Ommo Grupe  
Prof. Dr. Gerhard Kaminski  
Dr. Ilse Kugler  
Dr. Hermann Kugler  
Dr. Richard Schmid  
Dr. Gretel Schwarz

### Für 25jährige Mitgliedschaft:

Dr. Margitta Albinus  
Max Markgraf von Baden  
Prof. Dr. Hermann-Wilfried Bayer  
Prof. Dr. Günther Dohmen  
Helga Eggenweiler-Seidler  
Prof. Dr. Amand Fässler  
Dr. Gerhard Futter  
Prof. Dr. Ulrich Freiherr von Gaisberg  
Buchhandlung Gastl  
Dr. Günter Hammen  
Prof. Dr. Rolf Harzmann  
Prof. Dr. Siegfried Heller  
Prof. Dr. Peter Hünermann

Dr. Hermann Kleinert  
Prof. Dr. Christian Klessen  
Prof. Dr. Rolf-Dieter Kluge  
Dr. Karl-Otto Künkele  
Prof. Dr. Ekkehard Lindner  
Markus P. Majev, M. A.  
Leonore Narr  
Prof. Dr. Marcell Schweitzer  
Dr. Hermann Schwörer  
Prof. Dr. Hans-Jürgen Thiel  
Raimund Weible  
Prof. Dr. Erich Weigel  
Therese Weiss  
Renate Wilhelmy

## Neu im Unibund

Prof. Dr. Gabriele Abels, Tübingen  
Ministerialdirektor Rainer Arnold, Stuttgart  
Ministerialdirektor Bernhard Bauer, Leonberg  
Fatih Bayazit, Stuttgart  
Nadine Biehler, Tübingen  
Vladimir Boykov, Tübingen  
Martina Breitling, Stuttgart  
OB Josef Büchelmeier, Friedrichshafen  
Jessica Chmura, Tübingen  
Anna Conant, Tübingen  
Aline Dittrich, Rottenburg  
Ministerialdirigent Prof. Dr. Claus Eiselstein, Esslingen  
Dieter Frank, Neustetten  
Ministerialdirektor Wolfgang Fröhlich, Tamm  
Matthias Gläser, Tübingen  
Nils Großmann, Nürtingen  
Ulrich Günther, Tübingen  
Dr. Wolf Hammann, Metzingen  
Corinna Haubrichs, Tübingen  
Tilman Hesselbarth, Albstadt  
Prof. Dr. Thomas Hirschle, Stuttgart  
Birte Jaster, Tübingen  
Ministerialdirigent Volker Jochimsen, Reutlingen

Kristina Jokisch, Tübingen  
Konstanze Jüngling, Tübingen  
Annette Junker, Tübingen  
Felicia Kaiser, Tübingen  
Ulrich Kallfass, Nagold  
Dr. Winfried Kast, Tübingen  
Ingrid Kissling, Tübingen  
Sebastian Koeppen, Rottenburg  
Dr. Carsten Köhler, Tübingen  
Regierungsvizepräsident Josef Kreuzberger, Ammerbuch  
Daniela Küster, Herrenberg  
I-Jung Lee, Tübingen  
Dr. Hubert Locher, Tübingen  
Dorothea Meyle, Tübingen  
Ministerialdirektor Max Munding, Tübingen  
Ina Nägele, Tübingen  
Christian Neumann, Tübingen  
Dr. Jonas Norkaitis, Bad Mergentheim  
Georgiana Norozescu, Tübingen  
Anne Pasquet, Tübingen  
Landrat Günther-Martin Pauli, MdL, Geislingen  
Rolf Pfründer, Rottenburg  
Dr. Matthias Präfrock, Korb  
Mia Reinwald, Tübingen

Prof. Dr. Bärbel G. Renner, Tübingen  
Julia Roeber, USA, Los Altos Hills  
Julian Rögge, Tübingen  
Dr. Gisela Rothermel, Isny im Allgäu  
Lea Scheitenberger, Pfullingen  
Dr. Hans-Henning Schmehl, Tübingen  
Peter Schneider, MdL, Stuttgart  
Nadja Schnürch, Tübingen  
Annika Schönfeld, Tübingen  
Britta Seitz, Tübingen  
Dr. Walter Spengler, Albstadt  
Anwaltskanzlei Stehle & Kollegen, Rottenburg  
Caroline Stock, Tübingen  
Regierungspräsident Hermann Strampfer, Tübingen  
Jürgen Teufel, Calw  
Burkhard von Eckartsberg, Tübingen  
Landrat Joachim Walter, Balingen  
Sandra Wenninger, Betzfeld-Dimbach  
Landrat Kurt Widmaier, Ravensburg  
Hartmut Witte, Rottenburg  
Prof. Dr. Rüdiger Wulf, Holzgerlingen

## Impressum

attempo! ist die Zeitschrift der EBERHARD KARLS UNIVERSITÄT TÜBINGEN und der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e. V. (Universitätsbund). Sie wird herausgegeben vom Rektor der Universität und erscheint zweimal jährlich zu Semesterbeginn. ISSN: 1436-6096. attempo! im Internet: [www.uni-tuebingen.de/uni/qvo/](http://www.uni-tuebingen.de/uni/qvo/)

Redaktion: Michael Seifert (MS, verantwortlich), Janna Eberhardt (JE), Gabriele Förder (FÖR), Maximilian von Platen (MvP), unter Mitarbeit von Susan Schellknecht (SUS) und Elsa-Laura Horstkötter (ELH, Praktikantinnen)

Adresse: Wilhelmstr. 5, 72074 Tübingen, Tel.: (07071) 29-76789, Fax: (07071) 29-5566, E-Mail: [michael.seifert@uni-tuebingen.de](mailto:michael.seifert@uni-tuebingen.de)

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Jürg Häusermann, Frido Hohberger, Prof. Dr. Herbert Klaeren, Prof. Dr. Joachim Knappe, Dietmar Koch, Sigi Lehmann. Layout: Barbara Kalb. Konzept und Beratung: nalbach typografik, Stuttgart.

Fotografen: Dominik Rößler, Antonie Knierim, Ruth Soppa;

Titelfoto: Ruth Soppa

Druck: Gulde Druck GmbH & Co. KG.

Anzeigen: vmm wirtschaftsverlag gmbh & co.kg  
Maximilianstraße 9, 86150 Augsburg  
Tel.: 0821/ 4405-423  
[www.vmm-wirtschaftsverlag.de](http://www.vmm-wirtschaftsverlag.de)  
Auflage: 11 000 Exemplare.  
Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers und der Redaktion wieder. Textabdruck nur mit Zustimmung der Redaktion. Bankverbindungen des Universitätsbundes: KSK Tübingen Nr. 110608, Deutsche Bank AG Tübingen Nr. 1208080000, Volksbank Tübingen Nr. 15818004.

high-end optical filters

ANALYSENTECHNIK

www.ahf.de - info@ahf.de

laser multiphoton spectroscopy fluorescence RAMAN

hard-coated best. S/N



Gipfelstürmer.

EXKLUSIV. INFORMATIV.  
NUR EINEN KLICK ENTFERNT.  
WWW.URLAUB-JUER-UNTERNEHMEN.DE

Die Urlaubspass für was auch immer Urlaub.

+++ z.B. Wintersport in Österreich: 4 Tage ab 460,- € +++  
+++ oder Wellness & Beauty an der Ostsee: 3 Tage ab 215,- € +++

Urlaub  
für Unternehmen

Ihr Elektro-  
Fachgeschäft -  
kundenfreundlich  
und leistungsstark

Service  
macht den  
Unterschied

✓ für Küche und Haushalt  
✓ beste Markenqualitäten  
✓ Beratung und Service  
✓ Kundendienst für alle  
Fabrikate der Haustechnik  
und Unterhaltungselektronik

Miele  
BOSCH  
KRUPS  
Siemens - Liebherr - saeco  
gaggia - Dyson u.s.m.

24 Stunden shoppen unter: www.ep-elektro-kuerner.de

Elektrotechnik für alles:

- Installationstechnik
- Sicherheitstechnik
- Datentechnik
- Haustechnik
- Steuerungstechnik SPS
- Reparatur-Service
- Meisterbetrieb mit jahrzehntelanger Erfahrung

50 Jahre **ELEKTRO KURNER**  
Dienstleistungszentrum GmbH

Handwerkerpark 9 • 72070 Tübingen • Telefon (07141) 94 38 00  
kostenlose Parkplätze email: info@elektro-kuerner.de  
Öffnungszeiten: Mo. bis Fr. 9:00-12:00 + 14:00-18:30 Uhr, Sa. 9:00 bis 14:00 Uhr  
ElectronicPartner 6.000x in Europa



bluegreen  
Sauberer Strom  
100% aus  
Wasserkraft



für nur 1,19 Cent/kWh  
zu jedem swt-Tarif.

Stadtwerke Tübingen GmbH  
Eisenhutstraße 6 | 72072 Tübingen  
www.swtue.de

Energie, die uns bewegt!

*„Unser Labor bietet ein Umfeld, in dem Sie sich äussern können. Es gibt stets konstruktive und leidenschaftlich geführte Debatten. Die Kollegen kommen nicht nur einfach zur Arbeit. Sie sind hier, um etwas zu verwirklichen.“*

*Matthias*  
Roden, Schweiz



## Setzen Sie Zeichen. Für ein besseres Leben.

Bei Roche setzen sich rund 80'000 Mitarbeitende in 150 Ländern für die Erforschung, Entwicklung und Vermarktung von innovativen Gesundheitslösungen ein, um das Leben von Millionen Menschen entscheidend zu verbessern. Wir bieten ein spannendes, neues Ideen gegenüber aufgeschlossenem Arbeitsumfeld mit vielfältigen Entwicklungschancen. Unser Erfolg basiert auf Innovation sowie auf den Fähigkeiten und der Vielfalt unserer Mitarbeitenden. Unsere rechtstetsen Durchbrüche verdanken wir einer Leistungskultur, die von gegenseitigen Respekt, Diskussion und Zusammenarbeit getragen wird. Dafür müssen wir kontinuierlich lernen, wachsen und uns stets weiterentwickeln. Daher brauchen wir Menschen, die sich parallel dieselben Ziele gesetzt haben.

Der Konzernhauptstz in Basel ist einer der weltweit grössten Roche-Standorte. Hier befinden sich die Konzernleitung, der Hauptstz der beiden Divisionen Pharma und Diagnostics sowie globale Geschäftsfunktionen. Der Betrieb im benachbarten Kantonsgut zählt ebenfalls zu Roche Basel. Im Bereich Pharma decken wir das gesamte Geschäftsfeld ab – von der Forschung, Entwicklung über Produktion bis hin zum Marketing – und beschäftigen mehr als 8'000 Mitarbeitende aus über 40 Ländern.

Wollen Sie mehr über Ihre Entwicklungschancen bei Roche Basel erfahren? Dann besuchen Sie uns unter <http://careers.roche.ch>



*We Innovate Healthcare*